Paed.
378
(1

STAATL. BIBLIOTHEK
REGENSBURG

Paed. 378/1

III. no. 1.
Paed. 378. I

Meister Liebreich.

Ein nützliches Lesebuch für Volksschulen und bürgerliche Familien.

Von

Rudolph Christoph Lossius,
Pfarrer in Schwerborn bei Erfurt.

Erster Theil.

Gotha,
bei Justus Perthes, 1800.

Nachricht.

Dieses Buch kostet in allen Buchhandlungen 12 gr. sächs. oder 54 kr. rhein. An Schulen wird es aber zu 8 gr. sächs. oder 36 kr. rhein. gegeben, wenn wenigstens 12 Exempl. genommen werden, und die Zahlung postfrei an den Verleger eingeschickt wird.

Vorrede.

Wer das moralische Elementarwerk des Herrn Professor Salzmann, und insbesondere den ersten Theil desselben beim Privatunterrichte seiner Kinder benutzt, der wird, wie ich, aus eigner Erfahrung wissen, wie anziehend und lehrreich dasselbe für sie ist. Oft schon wünschte ich, daß es

diesem

diesem vortrefflichen Kindererzieher und Freunde gefallen möchte, ein ähnliches für die bürgerlichen Stände zu bearbeiten, um auch diesen Kindern die Pflichten in den Verhältnissen ihres Lebens und ihrer von den höhern Ständen so sehr verschiedenen Lage in einem so treuen Gemälde und so einnehmenden Gewande darzustellen, aber nach so langen Jahren ist es ein frommer Wunsch geblieben. Zwar haben andere sehr schätzbare Kinderfreunde in der Zeit ähnliche Schriften herausgegeben, indeß ist im Ganzen doch auf den Bürgerstand immer weit weniger Rücksicht genommen worden, als auf die Kinder der höhern und ge-

gebildeten Stände. Ich übergebe daher dem Publiko diese Schrift einstweilen als ein kleines Surrogat, bis größere Meister, als ich, sie verdrängen, und unnöthig machen; sie ist vorzüglich in Hinsicht der sittlichen Bedürfnisse für Bürgerskinder bearbeitet worden, um als ein Lehr- und Lesebuch sowohl in Bürgerschulen als Bürgerfamilien benutzt zu werden. So wie ich mich zugleich bemühte, die Kinder mit manchen Erfindungen und wohlthätigen Anstalten bekannt zu machen, durch welche sich unser Zeitalter auszeichnet, damit manche schädliche Vorurtheile, die oft noch in diesem Stande herrschen, verdrängt würden,

den, wodurch die thätige Beförderung des Guten oft so sehr erschwert und verhindert wird. Auch wollte ich die Aufmerksamkeit der Kinder auf ihren eignen Körper richten, um ihnen in anschaulichen Beispielen gute und üble Folgen einer ordentlichen oder üblen Diät zu lehren. Daher verbreitete ich mich unter andern mit Vorsatz über die Lehre von den Nerven, da ich leider sehe, wie diese Uebel sich auch immer mehr über diese Stände verbreiten, und also eine Kenntniß der Nervenübel und ihrer Ursachen die Zeitumstände zu heischen scheinen. Bei dieser und überhaupt den meisten medizinischen Stellen muß ich vorzüglich

einen Paulizky und Thilow als meine Gewährsmänner anführen, denen ich gefolgt bin. Nach dem Beispiel eines Thieme und anderer habe ich die Pflichtenlehre der neuern Philosophie mit der Glückseligkeitslehre in Verbindung zu setzen gesucht, um durch beides desto tiefern Eindruck zu machen. Diesem Bande wird ein zweiter nachfolgen, mit welchem sich diese Kindergeschichte beschließen wird. Möge das Publikum, welches ehemals meine frühern Arbeiten (die ältesten und neuesten Geschichten der Bibel, mit einer Vorrede vom Herrn Professor Salzmann. Erfurt 1784, 1787, 1789, bei Keyser) nicht un-

günstig aufnahm, dieser seinen Beifall nicht versagen, und ich die Freude haben, dieses Büchelchen, das sich durch Korrektheit und guten Druck so vortheilhaft auszeichnet, als eine angenehme und nützliche Lektüre in vielen Händen zu sehen.

Am 12ten März
1800.

Der Verfasser.

Erstes

Erstes Kapitel.

In einer schönen und volkreichen Stadt in Deutschland lebte eine sehr gute Familie, Meister Liebreich mit seiner lieben Frau und zwei Kindern, Fritzen einem Knaben von zwölf Jahren, und Minchen von eilf Jahren. Liebreich war in seiner Jugend von seinem Vater, einem Prediger auf einem Dörfchen in Thüringen, sehr gut erzogen, und von ihm in Sprachen und andern Wissenschaften unterrichtet worden, weil er studieren wollte, um einst, wie sein Vater, ein Prediger zu werden; allein eine auszehrende Krankheit, welche ihn in seinem dreizehnten Jahre befiel, und von der er nur mit Mühe wieder hergestellt wurde, brachte ihn auf andere Gedanken.

Sein Arzt versicherte ihn, daß er künftig als ein Studierender bei einer sitzenden Lebensart weder gesund noch alt werden würde, weit besser werde er sich im Gegentheil befinden, wenn er ein Handwerk lerne und treibe, welches mit gesunder Bewegung und Abhärtung des Körpers verbunden wäre; sein redlicher Vater stimmte seiner Meinung bei, und versicherte seinen Sohn: ein gesunder, rüstiger Handwerksmann, der sein ehrliches Auskommen erwerbe, habe es in gar vielen Stücken weit besser, als ein kränklicher Gelehrter, genieße als ein ehrlicher, braver Mann in seiner Art alle Achtung und Liebe in seinem Kreise, und könne ein eben so zufriednes und glückliches Leben führen, als jeder andere. Mir, setzte er hinzu, sollst du als Meister eben so lieb seyn, als ein Herr Magister, wenn du nur ein guter brauchbarer Mensch wirst, ein guter Sohn bleibst. Dieses bestimmte denn den jungen Liebreich die Schreiner- oder Tischlerprofession zu wählen, wozu er ohnehin immer viel Neigung gehabt hatte. Oft hatte er auf der Hobelbank seines Vaters, der zu seinem Zeitvertreibe und zur Erhaltung seiner Gesundheit bisweilen arbeitete, nicht schlechte Versuche gemacht, und

Mei-

Meister Meisel, ein Nachbar im Dorfe, welcher ein Tischler war, den er oft in seiner Werkstätte besuchte, hatte ihm manche Anweisung gegeben.

Er kam also bei einen geschickten Meister der benachbarten Stadt in die Lehre, und als ein lebhafter Kopf lernte er sehr bald die Vortheile seiner Kunst. Dabei erwarb er sich als ein wohlerzogner Knabe allgemeines Wohlwollen, und wurde mit jedem Jahre zufriedner mit seiner getroffenen Wahl. In seinem ein und zwanzigsten Lebensjahre gieng er als Geselle auf die Wanderschaft, wo er in den ansehnlichsten Städten Deutschlands bei den geschicktesten Meistern in Arbeit trat, und endlich wanderte er sogar durch die damaligen östreichischen Niederlande, durch Frankreich bis nach Paris, wo ihm das Französische, welches ihm sein Vater gelehrt hatte, großen Nutzen schaffte. Auf diesen Wanderungen erwarb er sich nicht allein ganz vorzügliche Geschicklichkeiten in seinem Handwerk, sondern er stärkte auch seinen Körper, und bildete sich unter den Menschen in Absicht seines äußerlichen Betragens und seiner Denkungsart so vortheilhaft aus, daß er sich vor sehr vielen seines Standes auszeichnete. Nach neun Jahren kehrte er mit

blühender Gesundheit, und einer ersparten nicht unansehnlichen Geldsumme, als ein sehr wackrer junger Mann in sein Vaterland zur Freude seiner guten Eltern und Bekannten zurück. Sein ehemaliger Lehrmeister, welcher unterdessen wohlhabend und alt geworden war, übergab ihm seine Werkstätte nebst seinen Kunden, und setzte sich in Ruhe.

Liebreich wurde also Bürger und Meister, und da er die saubersten Arbeiten nach dem neusten Geschmack verfertigte, so ward er sehr bald der Schreiner des dortigen fürstlichen Hofes und der Vornehmsten der Stadt. Er bekam so viel zu thun, daß er viele Gesellen und Lehrjungen beschäftigen konnte, und verdiente manchen ansehnlichen Thaler Geld, von welchem er den besten Gebrauch machte.

Was ihm die meisten Freuden gewährte, was er am liebsten auf der Welt hatte, war sein liebes Weib, und seine guten Kinder. Die Frau Liebreichen war aber auch ein recht braves, sanftes, fleisiges und häußliches Weibchen. Sie wußte sich ganz nach den Wünschen ihres lieben Mannes zu richten, und lebte daher in der besten Einigkeit und Zufriedenheit mit ihm. Sie be-

sorgte ihren Haußhalt aufs beste, und jeder Geselle, der aus ihrer Werkstätte wanderte, jeder Lehrjunge, der ausgelernt hatte, gieng ungern von dieser Familie, wo er wie Kind gehalten wurde, rühmte das Gute, und versicherte: Diese guten Leute wären ein Beispiel für viele. Fritz und Mienchen waren Kinder, an denen jedermann seine Freude sahe. Sie blühten beide von Gesundheit, und waren immer so heiter, aber auch eben so bescheiden, dienstfertig und gutmüthig, wie ihre Eltern. Zwar hatten sie noch manchen Fehler, manche kindische Unart an sich, allein ihre guten Eltern gaben sich alle Mühe, sie immer besser zu erziehen. So oft Meister Liebreich ein müsiges Stündchen hatte, beschäftigte er sich mit ihnen, und die gute Mutter ließ sie nicht leicht aus den Augen.

Mit Anbruch jedes Tages mußten sie mit ihren Eltern aufstehen, und daran waren sie von Jugend an so gewöhnt, daß es ihnen gar nicht so beschwerlich noch unangenehm war, als andern Kindern, die immer nicht ausschlafen wollen. Sie gewannen dann hinlängliche Zeit sich reinlich und ordentlich anzuziehen, beim Morgengebet an Gott und ihre Pflichten zu denken, ihr Mor-

 gen-

genbrod zu genießen, und sich auf ihren Schulunterricht vorzubereiten, den sie so gern und mit solcher Freude besuchten, daß sie sich um alles andere Vergnügen willen doch nicht von demselben abbringen ließen; durch Unpäßlichkeiten aber wurden sie selten, und von ihren guten Eltern nie davon abgehalten.

Wir wollen diese gute Familie etwas näher kennen lernen, und daher allerlei merkwürdige Ereignisse in derselben ausheben.

Eines Morgens, als Fritz heiter und unbefangen, wie immer, nach der Schule wanderte, kam ihm von daher sein Schulfreund Wambold entgegen, und versicherte ihn: Es sey heute keine Schule, wegen der Fischerei des großen Teiches vor dem Dammthor.

Fritzen schien es glaubhaft, zumal da es ihm Wambold mit einer dreisten Mine versicherte. Schon war er im Begriff mit ihm umzukehren, als ihm zum Glück noch einfiel, daß man Wambolden nicht immer glauben und trauen dürfe, weil er bisweilen lüge. Er fragte ihn daher noch einmal ernstlich: Ob es wahr sey? Da merkte er es sehr bald an seinen Minen, seinen stockenden und widersprechenden Reden und einer gewissen

Un-

Unruhe, daß er ihn abermals eine Unwahrheit habe aufbürden wollen, und kehrte sich niedergeschlagen und unwillig von ihm. Wambold wollte sich damit entschuldigen, daß er es vermuthet habe; aber endlich sagte er es ihm geradeheraus, und daß er überhaupt nicht gern in die Schule gehe, daher er diese Gelegenheit ergriffen habe, sich ihr zu entziehen, um sich eine Veränderung zu machen.

Wie erschrack Fritz, als er noch dazu hörte, daß Wambold, im Fall er zur Rede gesetzt würde, seine guten Eltern und seinen lieben Lehrer belügen wolle. Jenen wolle er weiß machen: Es sey keine Schule gewesen; und dem Lehrer: Er habe für seinen Vater Wege gehen müssen.

Ich bitte dich inständig, Wambold, sagte Fritz, thue das nicht. Dein eignes Gewissen muß dir sagen, daß es nicht recht, daß es abscheulich ist.

Allein Wambold versicherte ihn: Eine Nothlügen, um sich einmal ein Vergnügen zu machen, und aus einer Verlegenheit zu reißen, sey unter solchen Umständen erlaubt. Ja er suchte Fritzen auch dazu zu bereden. Dieser aber dachte viel zu redlich, als daß er sich zu solchen Abscheulich-

keiten hätte erniedrigen sollen; und als alles Zureden nichts helfen wollte, verließ er ihn mit der traurigen Bemerkung, daß es gewiß nicht gut für ihn ablaufen werde.

Verrathe mich wenigstens nicht, rief ihn Wambold noch nach, und Fritz erklärte ihn offenherzig: daß er zwar von freien Stücken nichts sagen, allein, wenn man ihn darum frage, ohnmöglich ihm zu Liebe lügen werde.

So trennten sich denn beide von einander. Fritz gieng in die Schule, und Wambold nach den Damme.

Wir wollen sehen, wie es mit beiden ablaufen wird!

In der Schule entdeckte der Lehrer sogleich, daß Wambold fehle. Er fragte daher: Ob niemand von ihm wisse? Ob er krank, oder verreißt, oder sonst wo sey? Fritz ward verlegen. Seinen Schulfreund wollte er nicht gern verrathen, und ihm Verdruß machen, auch fürchtete er seine Rache. Gleichwohl sagte ihm sein inneres Gefühl, daß er es nicht verschweigen dürfe. Endlich dachte er: Es mag mir gehen, wie es will, ich muß meine Pflicht thun! So erzählte er dann den ganzen Vorfall mit Wamboldeu; und, was

dabei besonders lobenswerth war, er that dieses zwar mit der größten Aufrichtigkeit gegen den Lehrer, aber auch mit aller Schonung gegen Wambolden. Er verdrehte nichts, und vergrößerte nichts, um seinen Schulfreund noch verhaßter zu machen, und ihm beim Lehrer desto empfindlichere Strafe zuzubereiten, wie es bisweilen boßhafte Kinder zu thun pflegen, sondern so behutsam, als es ihm möglich war. Gleichwohl betrübte sich der gute Lehrer, Herr Trauter hieß er, so sehr darüber, daß er wehmüthig sagte: Wie sehr sind die Kinder zu bedauern, die nicht gern in die Schule gehen! Man meint es so gut mit ihnen, und thut ihnen ohne Noth nichts zu Leide. Man giebt sich alle Mühe, um sie allerlei Nützliches zu lehren, damit sie einst gute und brauchbare Menschen werden sollen, allein, wie kann denn dieses geschehen, wenn sie die Schule versäumen? Wer weiß, ob das jemals wieder vorkommen wird, was ich heute lehren werde, und dieses ist nun für Wambolden verlohren.

Auf den Damm ist er gegangen? fuhr er nach einer Weile fort; der thörichte Knabe! Ich glaube gewiß, er wird dort nicht heiter und vergnügt

seyn können, denn wenn man ein Vergnügen genießen will, so muß man ein gutes Gewissen haben, und überzeugt seyn, daß man keine wichtigere Pflicht darüber versäumet. Wäre er doch erst in die Schule gegangen, dann konnte er sich immer noch diesen Spas gönnen!

Unterdessen sahe Wambold dem Fischfange zu, aber Herr Trauter hatte recht. Er war nicht ruhig, nicht heiter dabei. Immer blickte er ängstlich umher, ob ihn nicht jemand entdecken und verrathen möchte. Er verbarg sich bald da, bald dort, kroch hinter die Zuschauer und Weidenbäume am Ufer, um unerkannt zu bleiben. Eben waren die Fischer in ihren Kähnen mit den Netzen an das Ufer gekommen, und nun beschäftigt, die Fische auszulesen. Da gab es manchen Spas; aber Wambold konnte vor Unruhe in seinem Gemüthe keinen herzlichen Antheil daran nehmen. Die Fische wimmelten groß und klein untereinander, plätscherten mit ihren Floßfedern und Schwänzen im flachen Wasser. Wambold bemerkte es kaum, er war mit der Vorstellung beschäftigt, wie es ihm ergehen werde. Bald schrie man voll Erstaunen über einen sehr großen Hecht,

den man gefangen hatte, bald erhob sich ein lautes Gelächter, weil ein schlüpfriger Aal dem einen Fischknecht durch die Hand zurück in den Teich schlüpfte; aber Wambold konnte nicht lachen. Er wollte zwar lächeln, allein die Angst ließ es nicht zu.

Auf einmal erhob sich ein heftiges Geschrei. Was war das? — Wambold lag da im tiefsten Schlamm. Jetzt zog man ihn heraus, und niemand konnte ihn erkennen; sein Gesicht war mit Schlamm überzogen, seine Kleider waren voll Schmutz, der jetzt herabträufelte. Einige der Umstehenden lachten ihn aus, andere schalten ihn einen unbehutsamen Jungen, ja einer von den Fischknechten schlug ihn sogar mit einer Ruderstange.

Wambold weinte bitterlich, suchte sich zu reinigen so gut er konnte, und schlich sich nach Hause. Wie erschracken seine Eltern bei diesem Anblick! Wir armen Leute, sagte der Vater, müssen es uns so sauer werden lassen, um soviel zu verdienen, daß wir dich ernähren und kleiden können, und du verdirbst deine Kleider so muthwillig. Schreibe es deiner Unbehutsamkeit zu, daß du künftig lange noch in diesen verschrumpften

ten und unscheinbaren Kleidern gehen mußt, denn wir können dir nicht immer neue schaffen!

Zweites Kapitel.

Unterdessen hatte Herr Trauter den Schulunterricht abgekürzt, und da er mit dem Fleiß und Betragen der Kinder alle Ursache hatte zufrieden zu seyn, so machte er ihnen jetzt das Vergnügen, und gieng mit ihnen zur Fischerei. Hier führte er sie an die großen Wasserkübel, in welchen die gefangenen Fische aufbewahrt wurden, wo er sie die verschiedenen Arten derselben kennen und unterscheiden lehrte. Es war lustig mit anzusehen, wie die Fische unter einander herum wühlten. Hier waren räuberische Hechte, die so gern kleinere Fische verfolgen und verschlingen, dort bärtige Barben, schöne Spiegelkarpfen, gesprengte Forellen, schlüpfrige Schleihen und Aale, die sich wie Schlangen durch die Fische hinschlängelten, Weißfische, kurz alles unter einander. Herr Trauter machte die Kinder aufmerksam darauf

auf, wie zweckmäßig und künstlich der gute Gott diese Bewohner des Wassers eingerichtet habe. Seht nur, sagte er, wie geschickt und schnell sie ohne Hände und Füße bloß durch ihre Floßfedern im Wasser fortrudern, und sich durch ihren Schwanz jede beliebige Richtung geben können. Wie künstlich, wie passend liegen die harten Schuppen gleich Ziegeln auf den Dächern über und neben einander. An einem Sandbarsch zählte man einst 20,000 solcher Schuppen. Sie sind so glatt und glänzend, als ob sie polirt wären. Wie nützlich ist ihnen dieser Panzer, der sie vor gänzlicher Erkältung bewahrt, da sie ohnehin nur sehr wenig Wärme in ihrem Blute haben. Eben so machte er sie aufmerksam auf ihre innere Einrichtung, welche ganz von dem Bau der andern Thiere verschieden ist, indem die meisten Fische (nur einige Wallfischarten ausgenommen) keine Lungen, sondern Luftblasen haben, in welchen sich die für sie nöthige Lebensluft befindet, und durch Kanäle in die übrigen Theile des Körpers verbreitet wird, welche Luft sie durch die Kiefern einschlucken.

Man erstaunte über die große Menge von Eiern, welche manche Fische bei sich haben, und

wo ein Einziger ein ganzes Wasser besetzen könnte, wenn sie alle von der Sonne ausgebrütet würden, allein die wenigsten kommen davon, indeß die meisten von andern Fischen und Wasserthieren verzehrt werden. In einem Dorsch zählte ein genauer Naturforscher 3,606,760 Eier. In Absicht des Alters versicherte der Lehrer, daß manche gewiß über hundert Jahre alt würden, und man behaupte, es an den Schuppen erkennen zu können, indem sich alle Jahr ein neues dünnes Blättchen darüber lege. Auch bewunderten die Kinder den sonderbaren Trieb der Flußfische, die am Tage Strom abwärts, und des Nachts wieder Strom aufwärts schwämmen, daher sie nie aus ihren Elementwasser kämen. So mußten sie sich auch besinnen, wozu man viele Fische, außer der Speise, noch brauche? Und sie erinnerten sich des Fischthrans, Heringsöhls, Fischbeins, der Haußenblase, des Wallraths, des Chagrins von der Haut des Sägefisches, und dgl. so wie ihnen der Lehrer noch erzählte, daß die Grönländer, Lappen, Zemblaer und dergleichen wilde Völker sich von den Häuten der Wallfische Schuhsohlen und Riemen, aus den Flechsen und Adern Stricke, aus den Gelenken des Rückgrads

grads Sessel und Stühle, aus den Kinnbacken-knochen Schlitten, aus den andern Knochen Ringe, Messergriffe und dergleichen Geräthe verfertigten; wie sie denn auch die Gedärme zu Schläuchen brauchten, um Flüssigkeiten darinnen aufzubewahren, ihre Kähne damit und mit der Haut zu überziehen, und sich sogar Zwirn und Netze, ja eine Art von Hemden davon zuzubereiten, das Fischbein zu ihren Bogen, die Gräten kleiner Fische zu Pfeilen und Nähnadeln zu gebrauchen wüßten.

Wie viele Menschen, fuhr Herr Trauter fort, ernähren sich nicht theils von denen Fischen selbst, theils vom Fischfang. Im Jahre 1791 kamen vom Junius bis December 15,115 Tonnen Heringe und Thran nach Hamburg, welche die Holländer dahin brachten, 835 Tonnen auf Dänischen, 468 Tonnen auf Schwedischen, 4867 auf Preusischen Schiffen an. Wie viele tausend Menschen mögen nun nicht dabei beschäftiget und unterhalten worden seyn! Ueberhaupt sagen Aerzte, daß der Genuß der Fische gesünder als Fleisch sey, wenn schon einige Arten, z. E. die Aale, etwas schwer zu verdauen sind, so ist doch das Blut,

wel-

welches vom Fischgenuß bereitet wird, nicht so zur Fäulniß geneigt, als von Fleischspeisen.

Endlich erzählte Herr Trauter noch mancherlei von merkwürdigen Fischen. Vom Sägefisch, der oft dem weit größern Walfisch den Bauch aufritzt und ihn dann mit sich fortzieht, aus dessen Haut der bekannte Chagrin zu Uhrgehäusen verfertigt wird. Von den fliegenden Fischen, welche sich ihren Feinden dadurch entziehen, daß sie aus dem Meer heraus fliegen, und sich so lange in der Luft aufhalten, bis ihre langen Floßfedern trocken sind, wo sie sich dann wieder in einer Entfernung in das Wasser stürzen. Vom Knurrhan, der, wenn er gereizt wird, einen Knurr von sich giebt, und seinen Kameraden dem Wetterfisch, welcher das Wetter durch Knurren anzeigt, wenn man ihn in einem Wasserglas mit Sande aufbewahrt. Vom Zitteraal, welcher einem Schlag mittheilt, wenn man ihn berührt, als ob man elektrisirt würde, und welcher gleichsam eine lebendige Elektrisirmaschine abgiebt. Vom Zitterfisch, oder Krampffisch, der in seinem Schwanze eine solche Schnellkraft besitzt, daß man einen Krampf oder Stoß empfindet, wie beim Zitteraal. Dem Hammerfisch, dessen Kopf

vorn

vorn wie ein Hammer gestaltet ist. Den Schollen, welche die Augen auf einer Seite haben, und daher ganz schräh schwimmen; und vom kleinen chinesischen Goldfischchen, welches man in China zu seinen Vergnügen in porzellanen Gefäßen in Zimmern erhält.

Als man endlich aufstand um sich zu trennen, und die Kinder noch einmal an die Fischkübel giengen, beklagte Friz den armen Wambold, der alles dieses habe entbehren müssen. Der wird an die Fischerei gedenken, sagte der Fischherr, welcher dabei stand, und erzählte, wie Wambold zu nahe an das schlüpfrige Ufer getreten, im Ausweichen ausgeglitten und hier in den tiefsten Schlamm gefallen sey. Darüber entstand eine allgemeine Bestürzung, und Herr Trauter nahm sich vor, den unbesonnenen Wambold zu besuchen. Er gieng nach der Straße zu, indeß die Kinder vergnügt ihren Wohnungen zueilten.

Wir wollen sie hier verlassen, und sehen, was unser armer Wambold unterdessen vorgenommen hat.

Dieser hatte sich zu Hauße auf die Seite geschlichen, um denen Vorwürfen seiner Eltern zu entgehen, allein der Hunger und die Zubereitun-

gen zum Mittagsessen lockten ihn aus seinem Winkel hervor. Als ihn sein Vater zu Gesichte bekam, fragte er ihn: Wie es zugegangen wäre, daß er in den Schlamm gefallen? Ich stand, antwortete Wambold, am Ufer, und wollte zusehen, da stieß mich Millers Moriz, mit dessen Vater du den Prozeß hast, hinein, recht mit Vorsatz hinein. — Dieß war abermals eine abscheuliche Lügen, denn Millers Moriz hatte auf der entgegenstehenden Seite des Dammes gestanden, und war erst hinzugesprungen, als er ihn stürzen sah.

Vater. Wie bist du denn dorthin gekommen? Warst du nicht in der Schule?

Wambold stockte. Nein, es — war ja — keine Schule, wegen der Fischerei. —

Höre, rief der Vater, das ist eine Lügen. Wie, wenn ich mich erkundigen ließe?

Wambold. Das, — das kannst du thun, Vater. Gewiß es war keine Schu—

Indem trat Herr Trauter zur Thür herein, und man kann sich leicht das Schrecken und die Verlegenheit dieses elenden Lügners vorstellen, denn nun kam ja auf einmal die ganze Sache an den Tag, als Herr Trauter erzählte, was ihm bekannt war. Da schlug der arme bestürzte Va-

ter die Hände zusammen, und die arme Mutter weinte die bittersten Thränen. Wir unglücklichen Eltern, riefen sie, was werden wir noch für Herzeleid an unserm Kinde erleben, es ist ein Lügner; ach, und ein Lügner ist einer der abscheulichsten Menschen, denn ein solcher ist zu allen Lastern fähig, und bringt sich selbst in das größte Unglück, in die tiefste Verachtung.

Armer Wambold, sagte der Lehrer, du hast gewiß sehr unrecht gethan. Es ist eine der ersten und heiligsten Pflichten für jeden guten Menschen, überall die reine Wahrheit zu reden. Wenn wir auch nicht aus so vielfältiger Erfahrung wüßten, daß der liebe Gott oft auf so sonderbare Weise die Lügen entdeckt, wenn wir auch unentdeckt von Menschen die Wahrheit verläugnen, wenn wir uns oder andere aus einer noch so großen Verlegenheit reißen, uns oder andere dem Anschein nach durch eine Lügen noch so großen Vortheil zuwenden könnten, so müssen wir doch durchaus bei der strengsten Wahrheit bleiben. Das sagt uns schon unser inneres Gefühl, unsere Vernunft, unser Gewissen.

Großer Gott, setzte der Vater hinzu, wie würde das Wohl der Menschheit bestehen können! Dann möchte ich nicht mehr auf der Erde und unter den Menschen leben, wenn keine Treue, kein Glaube mehr anzutreffen wäre, wenn man sich auf kein Wort des andern mehr verlassen, keiner Erzählung mehr glauben könnte! Es ist schon Unglücks genug, daß man bisweilen von gewissenlosen Menschen schändlich belogen wird, was würde geschehen, wenn jeder ungescheut lügen wollte!

Dann würden, fuhr Herr Trauter fort, alle Bande der menschlichen Gesellschaft zerrissen, alle innige Verbindungen, aller herzlicher Umgang, Handel und Wandel, alle Geschäfte aufhören und die Menschen, statt sittlich und besser zu werden, nur desto tiefer hinabsinken.

Man sahe es Wambolden an, wie ihn sein eigenes Gefühl von dieser Wahrheit überzeugte, und er war in großer Verlegenheit, was er machen sollte? Er ahndete es wohl, was man seinen Versprechungen und Bitten entgegen setzen würde, und er irrte nicht, denn da er seines Vaters Hand ergriff, sie mit seinen Thränen benetzte, und versicherte: Er wolle in seinem Leben keine Lügen

wieder reden; gab ihm dieser zur Antwort: Wie kann ich glauben, daß dir dieses Versprechen von Herzen geht, da du mich so oft belogen, ja da du bei so manchen ähnlichen Vorfällen immer alles Gute versprochen, und es doch nicht gehalten hast? Ich muß also erst sehen, ob du künftig dir das Lügen in der That ganz wirst abgewöhnt haben.

Auch Herr Trauter versicherte, als es ihm Wambold abbitten wollte, er habe ihm diese Kränkung verziehen, und wolle deswegen nicht auf ihn böse seyn, allein, das könne er ihm nicht verdenken, daß er noch eine Zeitlang mißtrauisch gegen seine Aussagen bleiben, und die Wahrheit erst genau untersuchen werde, bis er seine Aufrichtigkeit hinlänglich erkannt habe.

Ueberdies beredeten sich die Eltern mit dem Lehrer, als sie ihm das Geleite gaben, daß sie von nun an besonders auf ihn acht haben, und einander Nachricht geben wollten, wie es um ihren Sohn wegen dieses Lasters stehe.

Drittes Kapitel.

Als Liebreich mit seiner Familie die Mittagsmahlzeit hielt, und Fritz den heutigen Vorfall erzählte, trat ein junger Meister zur Stube herein, und suchte diese Familie zu einem Spatziergange für diesen Nachmittag zu bereden, und zwar nach Lindenthal, einem Dörfchen, welches nur eine gute Stunde von der Stadt entfernt lag. Der Wirth in der dortigen Schenke, setzte er hinzu, habe ein vortreffliches Bier, wie Bamberger Bier gebraut, woran man sich recht laben könnte; es werde auch ohnstreitig eine große Gesellschaft von hiesigen Einwohnern sich einfinden, wo man großes Vergnügen zu erwarten habe. Die Kinder sahen den Vater so zärtlich an, als wollten sie ihn erbitten, den Vorschlag anzunehmen; allein Liebreich schlug es höflich aus, weil er nothwendig zu thun habe. Meister Friedrich, der junge Meister, meinte zwar: Er habe auch für den Kaufmann und Fabrikanten, Herrn Streicher, nothwendig Kisten zu verfertigen, allein das gute Bier, das schöne Wetter, die vielen Gesellschaften, die schon dahin abgegan-

gangen wären, das alles habe ihn und seine Familie bewogen, sich diese Veränderung zu machen. Liebreich wünschte ihm viel Vergnügen und entließ ihn.

Minchen schlich sich auf die Seite, und kam erst nach einiger Zeit wieder zum Vorschein, als sie sich die rothgeweinten Augen ausgewaschen hatte. Die Gesellen standen nach der Mahlzeit vom Tische auf, und giengen in die Werkstatt. Mutter Liebreich räumte den Tisch wieder auf, und Fritz, der so gern wie seine Schwester nach Lindenthal gegangen wäre, wußte gar nicht, wie er sich seines Vaters Benehmen erklären sollte, und wie er sich dabei betragen wolle.

Als Vater Liebreich sein gutes Mädchen so trübsinnig mit nassen Augen hereinkommen sahe, that es ihm selbst weh, ihnen das Vergnügen nicht machen zu können, doch ließ er sich nichts merken, sondern fragte sie: Was fehlt dir denn?

Da sahe sie ihn so sehnlich an und sagte: Lieber Vater, ich wäre doch recht gern nach Lindenthal, mit Dir und Mutterchen und Fritzen gegangen.

Liebreich. Ich glaube es wohl, liebes Kind, und hätte euch auch das Vergnügen gönnen und ma-

machen wollen, wenn es nur möglich gewesen wäre.

Fritz (mit einer unschuldigen Dreistigkeit). Lieber Vater, das muß ich Dir sagen: Ich begreife es nicht, warum Du Dir und uns diesen Spatziergang versaget hast, da ich doch weiß, daß Du kein Feind davon bist, und uns auch manches Vergnügen gönnst. Was hält Dich denn ab?

Meine Pflicht, antwortete der Vater ganz ruhig. Es ist Pflicht für jeden guten Menschen, die Arbeiten seines Berufs treu zu verrichten, und dieser Pflicht alles andere, seine Gemächlichkeit, sein Vergnügen, ja selbst sein Leben unter Umständen aufzuopfern.

Was glaubst du wohl, fuhr er nach einer Weile fort, würde geschehen, wenn die Menschen ihre Berufspflichten nicht mehr ausüben wollten? Wie würde es um uns aussehen, wenn ich nicht durch Arbeit so viel verdienen wollte, als zu unsrer Erhaltung nöthig ist? Wenn eure gute Mutter nicht mehr kochen, waschen, stricken, ausbessern und den Haushalt in Ordnung erhalten wollte? Was würde aus euch werden, wenn ihr

die Schule versäumen, und euch denen Geschäften entziehen wolltet, die wir euch auftragen? Was würde entstehen, wenn unser Gesinde, Gesellen und Lehrjungen feiern wollten, könnten wir bestehen?

Freilich nicht so gut, antwortete Fritz, aber —

Denke ferner, fuhr Liebreich fort, welche anderweitige Störungen blos dadurch entstehen würden, wenn ich meine Pflicht verletzen würde. Dann bekäm dieser das Bettgestelle nicht, das ich ihm morgen zu liefern versprochen habe; dann könnte die arme Meierin, der ich ihre Zwirnmühle ausbessern muß, noch länger nichts verdienen, und alle die, welchen ich Arbeit zu liefern versprochen habe, würden in ihren Unternehmungen gestört, und mich nicht mehr für einen redlichen Mann halten, auf dessen Wort sie sich verlassen könnten. So könnte ich Zutrauen, Kunden und alles verlieren. Bleibe ich zu Hauße, so erwerbe ich, gehe ich spatzieren, so erwerbe ich nicht allein nichts, sondern verthue noch Geld dazu. Ohne den Schaden zu berechnen, den ich in meiner Werkstatt leiden kann, wenn die Gesellen, durch mein Beispiel verführt, auch von

der Arbeit gehen, oder ohne meine Aufsicht fehlerhaft und schlecht arbeiten, indeß ihre Kost und ihr Lohn fortgeht; ohne was mir sonst für unerwarteter Schaden zustoßen könnte.

Die Kinder sahen wohl ein, daß der Vater recht habe; gleichwohl schüttelte Minchen ihr Köpfchen, und meinte: Wenn man so denken wollte, dann dürfte man sich nie eine Veränderung machen.

Das ist, antwortete der gute Vater, wieder etwas anders; Es können auch Zeiten und Umstände eintreten, wo es Pflicht für jeden guten Menschen ist, sich und den Seinigen ein Vergnügen zu machen; dann thue ich es, wie ihr schon aus Erfahrung wißt, so herzlich gern. Nur alles zu seiner Zeit. Haben wir nicht schon manchen vergnügten Spaziergang mit einander gemacht, manchen heitern Tag genossen?

Da nickten die Kinder, wie Kinder zu nicken pflegen, welche einsehen, daß ihre Eltern recht haben, wenn sie schon im Herzen wünschen, daß es anders seyn möchte. Liebreich überzeugte sie noch mehr, als er sie darauf aufmerksam machte, daß nur alsdann das Wohl der menschlichen Gesell-

sellschaft befördert werde, wenn jedes Glied derselben in seinem Beruf seine Pflichten erfülle. Was würde, sagte er, geschehen, wenn jeder Mensch nur seinen Ergötzlichkeiten nachgehen wollte? Der Kranke verlangte den Arzt, und dieser wäre spatzieren, der Apotheker nicht zu Hauße; der Arme möchte Brod, und der Becker wäre auf der Jagd, der Hungrige Speisen, und der Fleischer hätte nicht geschlachtet. Der Dieb sollte verhört und bewacht werden, und Richter und Wächter wären an Belustigungsorten. Der Arbeiter wollte seine Arbeit abliefern, und der Kaufmann wäre ausgefahren; der Landmann, welcher das Feld bauen sollte, säße in seiner Schenke beim Bierkrug, und Vater Liebreich hätte, anstatt des Meisels, die Koffetasse in Lindenthal in seiner Hand. —

Der Vater hat Recht, rief Fritz und faßte Minchens Hand, komm, laß uns zufrieden in unsere Schule gehen, das ist jetzt unser Beruf und unsere Pflicht. Wer seine Arbeit gern thut, dem kömmt sie nicht sauer an.

Jetzt griffen sie nach ihren Büchern, warfen noch einen freundlichen Abschiedsblick ihrem Vater zu, und giengen fort. Mit einer Freuden-

thräne

thräne im Auge sahe ihnen Liebreich nach, und fühlte sich glücklich, Kinder zu haben, die vernünftigen Vorstellungen Gehör gaben, und ihre Pflicht ihren Wünschen und Vergnügungen vorzogen.

Auf dem Wege begegneten ihnen viele Spaziergänger, unter andern auch Meister Friedrich nebst seiner Familie. Es kostete ihnen jetzt weniger Ueberwindung ohne Neid und Unmuth sie in ihren Sonntagskleidern nach dem Thore wandern zu sehen.

Liebreich gieng zu seinen Gesellen in die Werkstatt, da wurde gehobelt und gesägt, gemeiselt und geleimt, daß man seine Freude sahe.

Viertes Kapitel.

Nach einigen Stunden hielt ein Fuhrmann vor Liebreichs Wohnung, der einen ganzen Karn voll Breter und Latten hatte. Er grüßte Liebreichs Frau, welche in der Hausflur saß und Strümpfe strickte, und fragte: Ist der Meister

zu Hauße? Sie nickte und rief ihren Mann. Er kam. Ei, sagte der Fuhrmann, als er das Geräusch in der Werkstatt hörte, da ist eine andere Wirthschaft als bei Meister Friedrichen; der hat vor etlichen Wochen diesen Karn Holz bei mir bestellt, und ich habe es ihm theuer versprechen müssen, sie heute abzuliefern; jetzt da ich komme, ist er mit Weib und Kindern über alle Berge. Die Gesellen sitzen in der Gartenhütte und lassen Arbeit Arbeit seyn, haben sich Bier holen lassen, rauchen Tabak und spielen in der Karte. Die Lehrjungen balgen sich im Hause und treiben allerlei Muthwillen. Ich sollte die Breter abladen, aber niemand wollte mich bezahlen. Das kann ich nicht, denn ich brauche Geld um rückwärts Korn mitzunehmen, und der Meister ist mir ohnehin noch von der vorigen Fuhre drei Laubthaler schuldig geblieben. Was soll ich nun anfangen? Ich wollte Ihn also fragen, ob Er mir den Karn voll zusammen abkaufen will?

Das wollte ich wohl, antwortete Liebreich, wenn sie nur Meister Friedrich nicht schon bestellt hätte. Ich nehme nie andern Meistern ihre Waaren hinweg, und halte es für schlecht, wenn man andern ihre Lieferanten

abspenstig macht, und das durch höhere Preise und List an sich zu bringen sucht, worauf sie nähern Anspruch haben. Hat er sie denn würklich bestellt und erhandelt?

Fuhrmann. Ja, die Mandel für drei Thaler. Da ich aber jetzt in der Noth stecke, und Geld haben muß, so will ich sie Ihm für 2 rthl. 18 gr. lassen.

Liebreich. Das sey ferne von mir. Man darf niemanden in der Noth drücken. Ich will sie für drei rthl. behalten. Will sie Meister Friedrich dafür haben, so mag er sie bei mir abholen.

Meister, antwortete der Fuhrmann, Er ist ein ehrlicher Mann, und es bleibt dabei, 2 rthl. 18 gr. Dafür, erwiederte Liebreich, mag ich sie nicht, fahrt sie lieber weiter. Das thue ich nicht, rief der Fuhrmann, und machte Anstalten zum Abladen. Lange stritten sich diese ehrlichen Leute noch mit einander herum, endlich kam man überein, daß Liebreich sie zwar für 2 rthl. 18 gr. behalten, aber noch einen halben Laubthaler Fuhrlohn geben wollte.

Als

Als abgeladen war, zählte Liebreich das Geld auf den Tisch, es betrug viel in der Summe, doch blieb noch mancher Laubthaler im Beutel zurück. Lächelnd strich der Fuhrmann das Geld ein und sagte: Da sieht man wohl, was es thut, wenn man sein Handwerk mit Eifer treibt, dann kann man mit Vortheil sich Vorrath einkaufen. Er schüttelte den Kopf und meinte: Er sorge, es werde mit Meister Friedrichen kein gutes Ende nehmen, denn so könne es nicht lange Bestand haben. So oft er ihm Holzwerk gebracht, habe man ihn erst aus allen Bierhäußern holen, auf allen Kegelspielen aufsuchen müssen. Sonntags, Montags und Donnerstags wären seine gewöhnlichen Spatziertage, und heute sey Dienstag. — Er schwang seine Peitsche und drehte sein Pferd mit dem Fuhrwerk um, drückte Liebreichen die Hand zum Abschied und fuhr seinen Weg.

Liebreich hatte den Meisel kaum wieder in die Hand genommen, da wurde er schon wieder herausgerufen. Herr Streicher, der reiche Fabrikant war da, und verlangte ihn zu sprechen. Lieber Mann, sagte er, als er sich auf der Stube befand, ich bin in großer Verlegenheit. Es ist

jetzt

jetzt die Messe nahe, wo ich die Waaren, welche meine Meister verfertiget haben, einpacken, und zum Verkauf nach Leipzig senden muß. Alles ist fertig, und der Fuhrmann, welcher sie laden soll, auf übermorgen bestellt; aber ich habe keine Kisten, die Waaren einzupacken. Der unordentliche Meister Friedrich, hat mir zeither gearbeitet, allein es ist eine abscheuliche Lebensart bei ihm, daß ich es nicht länger abhalten kann. Schon vor acht Tagen hat er mir einen Theil der Kisten abliefern wollen, und die Hälfte des Geldes in Voraus abgeholt, aber ich soll noch eine bekommen. Jetzt will ich nachsehen und anfragen, da ist er mit der ganzen Familie nach Lindenthal gegangen, und die Gesellen faullenzen. Von zehn bestellten Kisten ist eine fertig, an einer fehlt der Deckel, und an der andern der Boden. Denke Er selbst, welchen Schaden ich leide, wenn ich die Waaren nicht zur rechten Zeit abliefern kann, und der Fuhrmann auf meine Kosten etliche Tage hier still liegen muß. Jetzt trug er also Liebreichen an, ihm die noch fehlenden Kisten zu verfertigen, mit der Versicherung, daß er ihm gern noch etwas mehr bezahlen wolle, und er sei überzeugt, daß er ihm leicht aus der Verlegenheit helfen könne.

Fer-

Fertig sollten sie wohl werden, antwortete Liebreich, und ich wollte Ihnen auch gern in der Noth helfen, wenn ich nur nicht einem meiner Mitmeister den Verdienst dadurch schmälerte. Ich hasse den Brod- und Nahrungsneid von ganzen Herzen, wo man andern die Kunden auf allerlei unredlichen Wegen abspenstig macht. Es ist mir empfindlich, wenn andere das an mir thun, wie sollte ich an andern so handeln.

Nach vielen Bitten und Vorstellungen gab endlich Liebreich so weit nach, daß er mit Meister Friedrichs Bewilligung ihm helfen wolle, wenn dieser es nicht erzwingen könnte. Mit dieser Versicherung zufrieden schied Herr Streicher von ihm voll Achtung gegen einen so redlichen Mann, den er an Liebreichen gefunden hatte.

Fünftes Kapitel.

Nicht lange darauf kamen Fritz und Mienchen aus ihren Schulen, empfiengen ihr Halb-

abendbrod, und hüpften dabei im Hauße herum. Sie schäkerten mit einander und schienen den Spatziergang ganz vergessen zu haben. Wie, fragte sie der Vater, dem sie entgegen kamen, ihr könnt zu Hauße, in euren Alltagskleidern so vergnügt seyn, und seyd doch nicht in Lindenthal? Die Kinder sahen ihn lächelnd an und meinten: Es wäre so auch gut. Seht ihr's nun, sagte er: daß unser Frohseyn nicht an dergleichen Lustbarkeiten gebunden ist, daß man eigentlich nur dann vergnügt seyn kann, wenn man seine Berufspflichten redlich erfüllt, und jedes Gute und Nützliche sich zum angenehmen Geschäfte gemacht hat? Bleibet immer dabei, dann werdet ihr auch dergleichen Lustbarkeiten, die ihr zur Erholung und Abwechselung genießt, desto besser empfinden, und desto unschuldiger genießen.

Mich, erwiederte Fritz, würde es sehr gereut haben, wenn ich heute nach Lindenthal und nicht in die Schule gegangen wäre, denn da hätte ich das nicht gehört, was uns Herr Trauter vom Gewitter gesagt hat. Vater, das ist mir so lieb, ach, zehnmal lieber, als wenn ich dort Braten,

Kuchen, Bier oder sonst was genossen hätte, denn dieses wäre nun bald vorüber, jenes aber wird mir zeitlebens nützlich seyn. Nun weiß ich doch, wie Gewitter entstehen, wie wohlthätig sie sind, und wie man sich zu verhalten hat, um sie sich unschädlich zu machen.

Nun, fragte Liebreich, so sage doch, wie entstehen sie denn?

Da trat Fritz vor seinen Vater und den Gesellen hin, und sprach erst vielerlei von jener elektrischen Materie, welche im Menschen, in Thieren, besonders Katzen, Pferden, Kühen, Füchsen, Hunden und dergleichen, so wie in verschiedenen Körpern, als Bernstein, Siegellack, Pech, Zucker u. s. w. verborgen sey, und durch Reiben herausgelockt werden könne; von der Elektrisirmaschine, durch welche man die vorzüglichsten Entdeckungen gemacht habe, Gewitter im Kleinen, und besonders elektrische Blitze herfürbringen könne, welche Menschen und Thiere eben so gut tödeten, als der natürliche Blitz.

Da machten die Gesellen große Augen, und wunderten sich, daß jetzt den Kindern so viel nützliches gelehrt werde, welches man zu ihrer Zeit

nicht gethan habe. Sie baten Fritzen fortzufahren, und er that es.

Solche elektrische Materie, fuhr er fort, befindet sich auch unter den Dünsten in der Luft, aus welchen die Wolken bestehen. Hat sich in einer Wolke besonders viele angehäuft, so zieht sie die nächste Wolke an sich, wie der Bernstein ein Stückchen Papier anzieht, es entsteht ein Reiben in den Dünsten, welche sich davon entzünden, und die noch vorhandenen brennbaren Dünste, Schwefel- und Salpetertheile in Flammen setzen. So entsteht der Blitz. Dadurch, daß die in denen Wolken gleichsam eingeschloßne Luft entwickelt, schnell und mit Heftigkeit auseinander getrieben und frei wird, verursacht sie den Knall den wir Donner nennen, und welcher kurz oder lang anhält, je, nachdem der Schall an vielen oder wenig Wolken wie ein Echo anprallt und in der Luft fortzittert. Trifft der Blitzstrahl auf seinem Wege im Herabfahren brennbare Gegenstände an, so zündet er, und man nennt es einen heißen, im andern Fall einen kalten Schlag, ob gleich ein Blitz wie der andere ist.

Dieses gab Anlaß zu mancherlei Gesprächen, als über Nähe oder Ferne des Gewitters, wo

man dasselbe, so wie jeden Einschlag als nahe vermuthen könne, wenn Blitz und Donner zugleich gesehen und gehört würden, hergegen es noch eine halbe Stunde entfernt halten könne, wenn man zwischen Blitz und Schlag einige zwanzig Pulsschläge zu zählen Zeit habe.

Man kam auf die Donnerkeile zu reden, von welchen vormals die Unwissenheit glaubte, daß sie aus den Wolken kämen und einschlügen, da sie doch nichts weiter, als die steinernen Streitäxte unserer alten deutschen Vorfahren sind, deren sie sich im Stande der Wildheit bedienten. Auch ward jenes merkwürdigen Mannes in Amerika, des großen Bejamin Franklins, gedacht, welcher unter andern die so vortreffliche Erfindung des Blitzableiters gemacht habe, wo vom Gipfel hoher Gebäude bis zur Erde eiserne Stangen geleitet würden, an denen der Blitz ganz unschädlich herabfährt, wenn er eben über einem solchen Gebäude sich entzündet; durch welche Blitzableiter man sich also vollkommen sichern könne. Wie denn auch durch die Brandversicherungsanstalten, das Unglück sehr gemindert werde, welches bisweilen durch Einschlag des Blitzes entstehe. Ja daß man ebenfalls durch solche wohl-

thätige Assekuranzen auch die Verheerungen des Hagels für eine Gegend weniger schädlich machen könne. Ueberhaupt, sagte er, sey der Schade, den bisweilen ein Gewitter anrichte, indeß viele auf die wohlthätigste Weise vorüber giengen, gar nicht mit denen Seegnungen zu vergleichen, welche es verbreite.

Vater Liebreich freuete sich über das, was Fritz aus dem Unterrichte gemerkt hatte, berichtigte manches, das ihm entfallen war, und ertheilte noch allen den Rath, bei einem Gewitter ja nicht zu laufen, noch sich zu ängstigen, weil durch das erstere ein starker Luftzug entstehe, dem leicht ein entstandner Blitz folgen könnte, im zweiten Fall werde eine nachtheilige Ausdünstung bewirkt, nach welcher sich der Blitz ziehen könne, indem dadurch die elektrische Materie zugleich mit aus dem Körper gelockt werde. Wie es denn ohnehin der Gesundheit sehr schädlich sey, weil der Schweiß durch die eintretende Gewitterkühle zurückgetrieben werde; weswegen auch Zugluft in den Zimmern zu vermeiden sey. Insbesondere warnte er für dem Untertreten unter Bäume, da der Blitz am häufigsten in ihre hohen Gipfel einschlage, und an ihnen, als an

natürlichen Ableitern, herunter fahre. Lieber, sagte er, lasse man sich ruhig beregnen, als daß man sich einer Gefahr aussetzt, in welcher schon so viele unvorsichtige Menschen umgekommen sind, und noch jährlich erschlagen werden. Man jage, fuhr er fort, nicht mit Pferden und Ochsen, entferne sich, wenn das Gewitter über uns ist, wo möglich von allen Thieren, besonders Katzen und Pferden, weil sie sehr elektrisch sind. Im Hauße entferne man sich von Wänden und Drathzügen, weil an ihnen der Blitz gern hinwegfährt, und halte sich mehr in der Mitte des Zimmers auf. Die Oeffnung der Thür oder des Fensters ist darum anzurathen, damit die dicke, schwüle, angsterregende Luft gereiniget werde, und im Fall eines Einschlags die erstickende Schwefelluft einen Ausweg findet. Auch während des Gewitters Rauch durch Feuer in der Küche aus dem Schornstein aufsteigen zu lassen, soll nicht rathsam seyn. Wie gut auch bei dieser Gelegenheit die Gewohnheit ist, daß man seine Kleider jeden Abend vor seinem Bette an einen bestimmten Orte niederlege, kann man leicht einsehen, denn dann ist man im Stande, sich nicht allein des Nachts bei einem Gewitter sogleich anzukleiden, welches ich

jedem rathe, und kömmt nicht in die Verlegenheit, vom Schrecken über einen plötzlichen Donnerschlag, der uns aufweckt, betäubt, seine Kleider nicht finden zu können.

Von der Furcht beim Gewitter sagte Heinrich, so hieß der eine Geselle, und von der Angst, da weiß ich ein Stückchen zu erzählen von meiner vorigen Meisterin in Heiderbach. Diese hätte niemand im Sommer aus dem Hauße gebracht, weil sie ein Gewitter befürchtete. Waren nur trübe Wolken am Himmel, so wurde sie schon nicht froh. Thürmte sich wirklich ein Gewitter auf, so rang und wand sie die Hände, lief ängstlich umher, seufzete und erbarmte, daß uns allen selbst nur um ihrentwillen angst und bange wurde. Fieng es an zu donnern und zu blitzen, dann geberdete sie sich wie unsinnig, bald steckte sie den Kopf tief in die Betten, bald kroch sie in den Keller. Der Angstschweiß rann in großen Tropfen von ihrem Gesicht, sie ward bald roth, bald bleich, wie eine Leiche, oft ganz ohnmächtig, und gemeiniglich einige Tage nachher todkrank. Kurz ehe ich abgieng, bekam sie erschreckliche Zufälle, Zuckungen, Krämpfe und eine Art von fallender Sucht; der Arzt sagte: Es sey ihr das Schre-

cken von einem Gewittereinschlag auf die Nerven gefallen. Nachher hörte ich, sie sey gestorben.

Christian, der andere Geselle, versicherte: Er sey sonst eben so ängstlich gewesen, und noch immer wandle ihm beim Gewitter eine Bangigkeit an. Das mag wohl, setzte er hinzu, von meiner Erziehung herkommen; denn meine Mutter war auch so ängstlich, und jagte mich in meiner Kindheit mit der Drohung in Furcht: Der liebe Gott schmäle, wenn es donnere, auf die bösen Kinder, und schlage sie tod. Als ich größer wurde, mußte ich mit ihr aus einem alten Gesangbuche allerlei ängstliche Lieder singen.

Und ich, sagte Liebreich, bin zwar nicht ängstlich erzogen worden, sondern mein Vater nahm mich in meiner Kindheit mehr als einmal beim Gewitter mit auf das Feld, und ließ mich meine Freude an dem herrlichen Schauspiel sehen; allein mein Körper war schwächlich, meine Nerven schwach und reizbar, mein Blut gegen die Eindrücke der Luft allzu empfindlich; daher kam eine gewisse Beklemmung der Brust, schweres Athemholen und Bangigkeit. Ein Arzt, den ich darüber fragte, rieth mir, an solchen gewitterschwülen Tagen einige Gläser frischen Brunnen mit

ein paar Theelöffelchen Cremor tartari zu nehmen, und dieses that mir vortreffliche Dienste, mein Blut ward ruhiger, und nachher, da mein Körper fester, meine Einsichten vom Gewitter noch richtiger wurden, da ich auf meinen Reisen und an fremden Orten mehr Erfahrungen machte, und selbst aus Schaam meine Furchtsamkeit bekämpfte, hat sich alles gegeben.

Während diesem Gespräch hatte man schon den Donner eines wirklichen Gewitters bemerkt, und jetzt thürmte sich dasselbe gegen Morgen am Himmel auf. Kommt, rief Liebreich denen Seinigen zu, laßt uns dieses prächtige Schauspiel der Natur auf unserm Gartenstübchen recht beobachten.

Sechstes Kapitel.

Da stand die ganze Familie auf dem offnen Vorsaale, den sich Liebreich zu seinem Vergnügen an sein Gartenhäußchen gebaut hatte, von welchem man eine ziemlich freie Aussicht genoß, und ergötzte sich an dem Anblick des langsam herauf-

aufsteigenden Gewitters. Es war prächtig anzusehen, wie sich immer eine Wolke vor die andere schob, und gleichsam hervorzudrängen suchte, wie dann eine ganze Gegend des Himmels einen ehrwürdigen Felsengebürge gleich sah, wo sich ein Berg hinter den andern aufthürmt, und in mancherlei Gestalten erhebt. Fernher zischten die Blitze bald da, bald dort aus den Wolken, bisweilen dunkelroth, bisweilen blaßgelb, bald schnell vorüber blitzend, bald fuhren sie langsam sich schlängelnd mit einem hellen zackigten Kern am Himmel dahin; dazwischen der rasselnde Donner, welcher fast unaufhörlich von Wolke zu Wolke trönte, bis er sich immer schwächer in der Entfernung verlor. Das Gewitter rückte weiter herauf, dunkler und immer schwärzer wurde der Himmel. Jetzt erhob sich ein mächtiger Sturm, und führte nun die Wolken und mit ihnen die Dunkelheit immer mehr über die Erde, er bog die Gipfel der Bäume, schüttelte die Zweige und Aeste, und rauschte im niedern Gesträuch. Eine tiefe feierliche Stille herrschte in der ganzen Natur, ängstlich flogen die Vögel im ungewissen Fluge wie weiße glänzende Punkte am dunkeln Gewölk durch die Luft, und bargen sich entweder

im dicken Gebüsch, oder flogen zu ihrem Neste, ihre Jungen zu schützen, oder sie nahmen ihre Zuflucht zu dem Obdach der menschlichen Wohnungen. Jetzt ein heißer, zischender Blitz und hinter ihm her ein rasselnder Donnerschlag, nun einzelne große Regentropfen, die auf den Dächern rasselten, und im Baumlaube rauschten, dann schnellerer und immer stärkerer Regen und endlich stürzte auf einige Augenblicke das Wasser im heftigsten Guß aus den Wolken herab. Von seinem Rauschen ward der Donner verschlungen, und der stärkste Blitz drang nur matt blickend hindurch. Bald ließ es nach mit Ungestüm zu tosen, ein sanfter Regen rieselte auf die Gewächse der Erde, sichtbarer wurden die Blitze, lauter der Donner; aber voll Majestät zog das Gewitter langsam und feierlich vorüber.

Die Zuschauer sahen mit unverwandtem Blicke dem herrlichen Schauspiel zu, und verfolgten mit ihrem Auge jeden der Blitze. Tiefe Stille herrschte unter ihnen, nur bisweilen wurde sie durch einen Ausruf der Bewunderung unterbrochen. Alle empfanden es, als Vater Liebreich endlich mit heiter emporgerichtetem Auge feierlich ausrief: G o t t, w i e p r ä c h t i g i s t d e i n G e w i t t e r! Eine lange Pause erfolgte. W i e

Wie traurig ist's, rief er dann wieder, daß sich so viele Menschen durch unnöthige Furcht dieses erhabene Schauspiel berauben!

Unterdessen hatte sich das Gewitter immer weiter hinter den Gärten und ihren Bäumen verlohren; die Blitze kamen seltner, der Donner raunte entfernter, der Regen rieselte sanft noch einige Zeit herab, dann ließ auch er nach, und ein heitrer Himmel trat wieder an die Stelle der grauen Wolken. Ein feierlicher Auftritt! Schon flogen die Schwalben wieder durch die Luft, die Finken zwitscherten in den Bäumen, der Sperling hüpfte auf den Dächern scherzend umher, und schüttelte die Regentropfen von seinem Gefieder. Alles athmete neues Leben. Das Laub der Bäume war frischer und grüner geworden vom Staube entledigt, die welken Pflanzen hatten sich wieder aufgerichtet, die Blüthen und Blumen öffneten sich von neuem, und hauchten die lieblichsten Wohlgerüche aus. Auch die Familie empfand neues Leben. Die Schlaffheit, die schmachtende Gluth, welche zuvor kein Trank, kein Schatten, kein kühler Aufenthalt hemmen

konnte,

konnte, die Hitze des Blutes, die Bangigkeit, alles hatte sich gelegt, Kühlung belebte die Glieder, die Brust athmete freier, und zog die gereinigte Luft mit vollen Zügen ein, der Blutdurst der Mücken und Fliegen, die Menschen und Thiere so empfindlich gepeinigt hatten, auch dieser hatte sich gelegt. Man war wie von neuem belebt, wie verjüngt. Lieber Gott, sagte Mutter Liebreich gerührt, wie wohlthätig ist dein Gewitter! Was alle Menschen durch das mühsamste Begießen, durch alle ihre Mühe nicht hätten thun können, das hast du in einigen Augenblicken zum Seegen der Fluren, zum Glück der Menschen durch dein Gewitter bewürkt!

Lange unterhielt man sich noch über diesen Gegenstand. Liebreich äußerte seine Bewunderung über die vortreffliche Einrichtung Gottes in der Natur. Wie sich die verschiedenen Dünste aus der Erde und ihren Geschöpfen wieder in der Luft sammlen, trennen, verbinden, vermischen, auflösen, und dann wieder als Regen und Thau auf die Erde herabfallen müßten, um überall Fruchtbarkeit zu verbreiten. Wie die elektrische Materie, welche, wie man behaupte, zum Leben und Wachsthum der Pflanzen und aller Geschöpfe

so unentbehrlich sey, durch die Gewitter gesammlet, zu Lebensstoff zubereitet, und dann wiederum überall vertheilt werde.

Fritz hatte die Bemerkung bestätigt gefunden, welche er einst gehört hatte, daß durch die Erschütterungen des Donners und Blitzes die wäßrigen Wolken dann desto leichter dahin gebracht würden, ihr Wasser in Regen von sich zu geben; und Mienchen erinnerte sich immer noch mit Vergnügen der schönen Blitze, welche sich am Himmel hinweg geschlungen hatten.

Da fiel Fritzen der schöne Kirschbaum in die Augen, welcher am Gartenhauße ausgebreitet stand. Gut, sagte er, daß du verblüht hast, sonst würde uns das Gewitter um deine Früchte gebracht haben, denn es soll nicht gut seyn, wenn es in die Blüthen blitzt. —

Liebreich. Dieses soll daher kommen, daß die Luft im Gewitter mit einer gewissen Luftsäure, mit Schwefeltheilchen und andern zusammenziehenden Dingen angefüllt ist, wodurch eine schädliche Gährung in der Blüthmasse entsteht, und die zarten Fäserchen und Röhren zusammen gezogen und verhindert werden, den Blüthenstaub aufzunehmen und sich befruchten zu lassen. Diese

Luftsäure mag auch wohl nebst der Hitze die Ursache seyn, warum das an solchen Tagen gebraute Bier so leicht sauer wird.

Mienchen. Gut, daß meine Küchen ausgebrütet sind, denn, nicht wahr Mutter, sie sterben leicht vom Gewitter im Ei?

Liebreich. So wie ihnen in diesem Zustande jede heftige Erschütterung schädlich ist. Indeß, wie leicht ist ein solcher Verlust, über den unbeschreiblichen Seegen, zu vergessen, den ein Gewitter über einen so großen Strich Landes, über so viele Fluren und Geschöpfe verbreitet.

Man kam endlich wieder auf die Lehre der Elektrizität zu reden, und wie man durch solche Elektrisirmaschinen nicht allein Gewitter im Kleinen und allerlei merkwürdige Erscheinungen zum Vergnügen hervorbringen könne, sondern wie hie und da von Aerzten glückliche Versuche gemacht worden wären, allerlei Krankheiten, besonders solche, die von stockenden Säften herrührten, zu heilen, als Taubheit, Blindheit, Gicht, Lähmungen, Zahnschmerzen, Brand an Gliedern, erfrorne Glieder und dergleichen, ja man habe sogar durch anhaltendes Elektrisiren in kurzer Zeit Küchelchen aus Eiern gebrütet, und kranke Bäu-

me

me geheilt. Man erinnerte sich allerlei sonderbarer Begebenheiten, die man gehört oder gelesen hatte. Wie einst ein alter Geistlicher, der während eines Gewitters in der Kirche Messe gelesen, vom Blitz gerührt worden, und da er zuvor gelähmt und fast blind gewesen, sehend, frisch und gesund aus der Kirche gegangen und seitdem ohne Brille habe lesen können. Wie einmal an einem Orte, wo man die so schädliche Gewohnheit noch beibehalten habe, beim Gewitter zu läuten, vier Personen auf einmal im Kirchthurm erschlagen worden sind. Daß man durch den elektrischen Funken das Herz eines todten Frosches wieder in Bewegung setzen könne, woraus man schließe, daß die elektrische Materie in Verbindung mit dem Nervensaft stehe, ja, daß vielleicht das Elektrisiren ein gutes Mittel seyn könne, Scheintode wieder zu beleben, oder sich vom gewissen Tode Gestorbener zu überzeugen, und dergleichen, worüber endlich die Dämmerung würklich hereinbrach, und die Gesellschaft Anstalt zum Fortgehen machte, wo Liebreich mit der Bemerkung schloß: Wer die Einrichtungen Gottes in der Natur aufmerksam beobachtet, und ihren Würkungen nachforscht,

der wird immer mehr überzeugt, wie weise und zweckmäßig der gute Gott alles eingerichtet und zum Wohl seiner Geschöpfe geordnet hat; so daß man ohne alle Furcht sehr ruhig und glücklich auf der Erde leben kann.

Siebentes Kapitel.

Eben als die Familie zur Treppe herab gieng, und Fritz schon auf der letzten Stufe stand, kam ihm eine lange weiße Figur am Weingeländer entgegen geschlichen. Wer da? rief er. Gut Freund, war die Antwort. Ach, Herr Weidner, rief Fritz, und — „Herr Weidner, Herr Weidner," erschallte es die ganze Treppe hinauf aus aller Munde, wie ein Lauffeuer. Guten Abend, lieber Herr Weidner, so rief ihm alles entgegen, und wie im Triumph führte man diesen lieben Nachbar zum Saale des Gartenhäuschens hinauf. Dieser liebe, freundliche Alte war ein inniger

Freund

Freund der Familie. Er hatte in seinen jüngern Jahren den Handel mit so guten Fortgang getrieben, daß er jetzt von seinen Einkünften in Ruhe leben konnte. Auf seinen Reisen, durch seinen Umgang mit Menschen hatte er vielerlei gesehen, gelernt und abgehalten, und sich viel Menschenkenntniß erworben. Er konnte daher auch eine jede Gesellschaft auf das angenehmste unterhalten, wenn er von diesen und jenen Ländern, von allerlei Merkwürdigkeiten und wichtigen Auftritten erzählte, die er besucht und erlebt hatte. Bald erzählte er von der Schiffahrt, bald vom siebenjährigen Kriege, bald von allerlei Fabriken, in welchen künstliche Waaren verfertiget, bald von Zuckerplantagen und Rafinerien, und von vielerlei anziehenden Gegenständen. Daher war sein Zuspruch allen in der Familie, besonders aber auch diesen Kindern, sehr nützlich und angenehm. Da er jetzt die Zeit mit Lesung guter Bücher hinbrachte, so theilte er ihnen nicht allein allerlei daraus mit, sondern lieh Liebreichen und Fritzen oft selbst manches nützliche Buch.

Dies war also die weiße Figur, vor welcher Fritz beinahe erschrocken wäre, wenn er furchtsam gewesen; Herr Weidner war es in weißer baum-

wollner Mütze, weißkattunem Schlafrock und weißen Strümpfen. Als sich die Gesellschaft eben wieder versammlet hatte, bat er um Verzeihung, wenn er sie störe. Ich habe, sagte er, kein Gärtchen an meinem Hauße, und der Abend ist zu schön, als daß man ihn nicht in der schönen, reinen, heitern Natur genießen sollte. Ich gieng also hieher, wo ich wußte, daß ich auch Freunde der schönen Erde finden würde.

Nun fiel niemanden ein, fortzugehen. Man brachte das Abendbrod hieher, und genoß es unter unbeschreiblich angenehmen Gefühlen, welche die Witterung und Umstände erweckten. Herr Weidner setzte sich in einiger Entfernung auf einen Stuhl und beobachtete den Himmel, die Erde und diese gesunden und heitern Menschen. Mit innigem Vergnügen sahe er ihnen zu, wie der eine jetzt einen guten Bissen mit der größten Eßlust zum Munde führte, und den angenehmen Geschmack empfand, ein andrer die süßen Wohlgerüche des Gartens einsog, ein dritter mit heiterm Blick das Abendroth betrachtete, ein vierter auf das Zwitschern eines Vogels lauschte, ein fünfter sich in der frischen Luft abkühlte, und jeder diese sinnlichen Eindrücke und Empfindungen

mit süßem Vergnügen empfand. Endlich bemerkte Fritz das heitre Lächeln des guten Nachbars, und fragte ihn: Was er denn für Betrachtungen anstelle? Ich dachte so eben bei mir, antwortete Herr Weidner: Was doch der Mensch für ein vortreffliches Geschöpf ist, und wie er durch seine gesunden Sinne so unbeschreiblich viele Annehmlichkeiten genießt! Wenn wir diese Sinne nicht hätten, wo erführ denn, wo empfände denn unsere Seele das, was um und neben uns vorgeht? Das Auge zum Beispiel, mit welchem wir alles sehen, in welchem sich alle Gegenstände wie in einem reinen Spiegel abbilden, welch ein vortreffliches Werkzeug! Ich will gar nicht einmal davon sagen, wie künstlich, wie außerordentlich fein und vortrefflich es eingerichtet, sondern nur wie nützlich es ist, wie vieles Vergnügen wir durch dasselbige empfinden.

Liebreich. Das ist wahr, man überlegt das gar nicht so, als wenn man das Gegentheil sieht. In einem französischen Städtchen ohnweit Paris habe ich auf meiner Wanderschaft einen Blindgebohrnen angetroffen, der sich von einem Hunde leiten ließ, und bettelte. Dieser unglückliche

Mensch konnte sich gar keine richtige Vorstellung von irgend einer Sache machen. Er wußte nicht, wie ein Mensch, ein Thier, ein Baum oder sonst etwas aussähe, von der Sonne, glaubte er, müßten lauter feine Feuerflammen wie spitzige Stäbe herunter schießen. Ach, jammerte er oft, wenn ich doch nur einmal einige Augenblicke sehen sollte, damit ich nur wüßte, wie es auf der Erde um mich her aussieht, auf der ich in ewiger Nacht wandeln muß! Wie glücklich seyd ihr Sehenden, die ihr euch an dem Anblick so vieler Schönheiten auf der Erde erfreuen könnt! Wie vieles muß ich entbehren!

Christian fieng an zu weinen, denn er dachte hier an seinen armen, alten, blinden Vater, der vor einigen Jahren den Staar bekommen hatte, und welchem es in vielen Stücken eben so traurig ergieng. Was hat er, fuhr er fort, im Anfang für Thränen vergossen, da er nicht mehr arbeiten konnte, denn er konnte es ja nicht sehen, was er that, ob es recht oder unrecht war! Ausgehen konnte er auch nicht mehr, denn er wußte nicht, wo er hingieng! Wie oft ist er in unserm eignen Hauße, wo ihm doch alles bekannt war, gestürzt,

oder hat sich gestoßen und verletzt, bis er nach und nach mit seinem Elend vertrauter und es gewohnter wurde, wo er sich dann durch das Gefühl etwas half. Aber ich will niemanden sagen, was meine arme Mutter für eine große Last mit ihm hat, da sie ihn führen und ernähren muß!

Weidner. Sonderbar und wohlthätig genug, daß bei solchen Unglücklichen das Gefühl in etwas den Mangel des Gesichts ersetzt. Es hat Blinde gegeben, welche ein so feines Gefühl gehabt haben, daß sie jedes Geld, Silber, Gold- und Kupfermünze dadurch unterscheiden, die Schriften mit den Fingern gelesen, die Farben sogar durchs Gefühl erkannt haben.

Liebreich. Lieber Gott, wenn ich daran denke, was ich in meinem Leben für Freuden durchs Gesicht genossen habe! Noch jetzt erinnere ich mich mit Vergnügen der herrlichen Gegenden, durch welche ich auf meinen Wanderungen gekommen bin, sehe die Menschen, die guten Freunde, Städte und unzählige Merkwürdigkeiten noch vor mir, die ich in meinem Leben gesehen, und freue mich meiner Augen, durch die ich so vieles gelernt, so vieles gearbeitet habe!

Weidner. So geht mir es auch, und oft habe ich meine Betrachtung über den Einfluß gehabt, welchen das Gesicht auf unsere Gesinnungen und Handlungen hat. War ich bisweilen unmuthig, weil mir meine Geschäfte beschwerlich wurden, das Reisen zur Last fiel, die Unternehmungen mißlangen, die Menschen mich betrogen oder übel behandelten, und ich kam nur in das Freie, sahe die schöne Erde vor mir: sogleich schwanden meine Grillen und mein Verdruß; ich sahe die Würkungen der Natur, die Thätigkeit der Menschen, und dies erweckte auch mich zu neuem Fleiße. Der Anblick einer schönen Gegend machte mich die Unannehmlichkeiten in Wirthshäußern, auf elendem Fuhrwerk, den Mangel der Bequemlichkeiten vergessend, und die Freundlichkeit eines guten Menschen hielt mich für manche Grobheiten, und finstre Gesichter anderer schadlos. Als ich dieses Frühjahr so krank war, und das Mitleiden, die Zärtlichkeit, die Pflege der Meinigen gewahr wurde, wie erleichterte es meine Leiden, und erweckte den Vorsatz in mir, desto ernstlicher auch ihnen wieder Gutes zu erweisen und das Leben angenehm zu machen. O gewiß, das Auge ist uns unent-

behrlich zu einem frohen und nützlichen Leben! Lieber Gott, wenn ich mir jetzt die Zeit nicht durch Lesung nützlicher Bücher noch verkürzen könnte, was wollte ich anfangen? Da meine Kräfte erschöpft sind, und meine stumpfen Glieder nichts anders mehr arbeiten können!

Liebreich. Eben darum, weil uns das Sehen so unentbehrlich ist, hat uns der liebe Gott auch zwei Augen gegeben, damit wir, wenn allenfalls das eine verlohren gieng, doch noch das andere hätten, darum setzte er das Auge nicht frei an die Stirn, wo wir es uns längst ausgefallen oder zerstoßen haben würden, sondern umgab es mit einer Wölbung von Knochen, die es für Gefahren schützen. Sogar die Augenbraunen geben unserm Angesicht nicht allein ein gutes Ansehen, sondern halten auch den von oben herabdringenden Schweiß und Staub ab, und die Haare der Augenwimper verhindern das zu schnelle Eindringen der Lichtstrahlen in das Auge. Das Augenlied, wie unentbehrlich für uns! Könnten wir des Nachts nicht diese Haut über unser Auge ziehen, wir würden nicht einen Augenblick schlafen können, weil uns der Anblick der Gegenstände immer wieder stören würde,

Staub und Unrath flög in unser Auge, würde es entzünden und verderben.

Weidner. Daher sind solche Menschen in kurzer Zeit, aus Mangel des Schlafes, für Mattigkeit gestorben, denen man die Augenlieder aus Grausamkeit abgelöset hat.

Unvermuthet fuhr Liebreich mit seiner Hand vor Mienchens Auge vorüber, sie zwinkerte, und ward dadurch auf jene wohlthätige Einrichtung aufmerksam, wo man seine Augen unwillkührlich, ohne es selbst zu wissen, verschließt, so bald eine Gefahr sich nähert, so wie überhaupt das oftmalige augenblickliche Zublicken unserer Augen, theils zur Abhaltung des eindringenden Staubes, theils zur Erholung des Auges selbst, und endlich dazu dient, daß die aus einigen Fettdrüßen im Auge sich befindliche Schmiere ausgedrückt, überall verbreitet und so das Auge in einer heilsamen Geschmeidigkeit erhalten wird. Auch die Thränendrüßen liefern eine Feuchtigkeit, welche sich beim Schmerz in Thränen ergießt, aber auch das Auge mit Flüssigkeit erfüllt, durch welche der Staub und jede dem Auge schädliche Sache sehr bald mit Hülfe der Bewegungen der Augenlieder herausgespült wird.

Gleich-

Gleichwohl, fuhr Liebreich fort, wird das Auge, dieses vortreffliche Werkzeug des Sehens, bei allen von Gott getroffnen Anstalten, oft durch Unwissenheit oder Unbehutsamkeit der Menschen zerstört und unbrauchbar gemacht!

Ich bin, antwortete Weidner, nun bald zwei und siebenzig Jahr alt, und kann in der Ferne noch den kleinsten Vogel und in der Nähe die klärste Schrift erkennen.

Heinrich, der sehr über seine Augen klagte, bat Herr Weidnern, er möchte ihm doch sagen: Wie er seine Augen so gut erhalten?

Durch eine sehr einfache und natürliche Behandlung, antwortete er: Erstlich indem ich alles vermied, was ihnen schädlich ist, zweitens daß ich die Nerven stärkte und drittens den Rath eines verständigen Arztes befolgte, wenn sich eine Schärfe oder sonst ein Krankheitsstoff dahin geworfen hatte.

Schädlich ist dem Auge jeder schnelle Uebergang aus allzuhellen Licht in Dunkelheit, und umgekehrt aus tiefer Dunkelheit in schnelles Licht. Daher ließ der liebe Gott erst Morgen- und Abenddämmerung entstehen, damit das Auge an beides allmählig gewöhnt würde, und gab uns dadurch

einen Wink, daß auch wir diese Behutsamkeit anwenden sollten. Ich sehe nie in die Sonne, noch in ein helles Licht, oder lange in das Feuer, denn man fühlt es ja durch ein schmerzhaftes Drücken, daß dieses dem Auge schädlich ist; ich lasse weder Sonnen- noch Feuerhitze an die Augen schlagen, dieses erweckt Andringen des Bluts und Entzündung. Vor meinem Licht des Abends steht ein grüner Schirm, und mein Bette steht so, daß das Fenster hinter mir ist, damit mir, wenn ich erwache, nicht die Hellung des Tages sogleich in das Auge fällt. In der Dämmerung strenge ich meine Augen durchaus nicht an. Habe ich eine Zeitlang in die Nähe gesehen, geschrieben oder gelesen, so übe ich die Augen wieder in die Ferne zu sehen und stärke sie wo möglich durch den Anblick der grünen oder hellblauen Farbe, des Himmels, der Bäume oder des Wassers, welches den Augen sehr wohl thut, und daher ist es eine grosse Wohlthat Gottes, daß er seinen Himmel und seine Erde besonders in diese Mittelfarben gekleidet hat; wäre alles roth, gelb oder schwarz, wie würde es um unser Gesicht aussehen! Ueberdieß stärke ich meine Augen noch durch öfteres Waschen mit frischen Flußwasser,

(nicht

(nicht jedes Brunnenwasser thut den Augen gut, dieß muß man wohl beobachten). Bisweilen bade ich sie, indem ich sie in eine Tasse Wasser halte, oder im Winter Schnee hinein drücke, beides habe ich sehr stärkend befunden, und überhaupt halte ich sie sehr reinlich, damit keine Schärfe sie entzünden möge. Wirft sich bei aller Vorsicht gleichwohl bisweilen eine Schärfe, ein Fluß, ein zurückgetretner Schnupfen, eine Schleimhaut oder sonst eine Krankheitsmaterie dahin, wodurch sie roth und entzündet werden, dann nehme ich meine Zuflucht zu einem geschickten Arzt, und schone weder Mühe noch Kosten, denn was ist edler als das Auge!

Liebreich. Und was ist verletzbarer als dieß! Am Auge ist nicht viel zu künsteln, und ich kann mich daher oft über den Unverstand vieler Menschen ärgern, welche allerlei unter einander aufschlagen, oder sich von Quacksalbern Spiritus, Augenbalsame, Flußschnupftabake und allerlei Zeug für die Augen aufschwatzen lassen, wodurch oft das Uebel ärger wird. Was verstehen denn die Ungarischen und dergleichen Balsamträger davon, und was bekümmern sie sich darum, ob dieser oder jener um sein Auge kömmt oder nicht?

Wenn

Wenn sie nur das Geld bekommen. Lieber nichts gebraucht, als das Uebel durch verkehrte Mittel noch ärger gemacht!

Mienchen. Woher mag es denn wohl kommen, daß manche Menschen so schielen oder über sich sehen? Es ist ein übler Anblick. Wenn man denkt: sie sehen uns an, so sehen sie wo anders hin, und wenn sie an die Decke oder seitwärts blicken, dann sehen sie uns.

Weidner. Beides ist ein Fehler, den Kinder bisweilen an ihren Augen mit auf die Welt bringen; oft wird er ihnen aber auch durch Vernachlässigung ihrer Wärterinnen und Erzieher angewöhnt. Wenn z. E. Kinder so in ihren Wiegen liegen, daß ihnen das Licht über dem Kopfe oder auf der einen Seite ist, dann geben sie sich Mühe, nach der Hellung zu sehen, und gewöhnen sich, dem Augapfel eine falsche Richtung zu geben. Oder wenn man nicht aufmerksam auf Kinder ist, und sie beim Lesen, Schreiben und andern Geschäften das Buch oder den Gegenstand zu nahe vor die Augen halten läßt, auch dann werden sie leicht übersichtig, oder wenigstens kurzsehend.

Fritz. Kurzsehend, ja da weiß ich viele, welche nicht drei Schritte weit vor sich sehen, und jemanden erkennen können, sondern immer durch geschliffene Gläser blicken.

Liebreich. Auch dieses ist ein Uebelstand, und solche Personen sind sehr zu bedauern. Zwar ist gemeiniglich ihr Gesicht in die Nähe sehr gut und desto dauerhafter, allein sie verlieren doch sehr viel, da sie so viele reizende Gegenden und angenehme Gegenstände nicht in die Ferne sehen können, und der Gebrauch der Augengläser so manche Unbequemlichkeit hat. Ueberdieß gewöhnen sie sich meist ein gewisses Blinzeln an, ein Verziehen des Gesichts, welches einen widrigen Eindruck auf andere macht, ja, sie werden oft, wiewohl mit dem größten Unrecht, von Unwissenden für stolz und hochmüthig gehalten, weil sie sie von weiten nicht erkennen, und ihren Gruß nicht sehen noch erwiedern können.

Weidner. Wenn es nicht ebenfalls ein natürlicher Fehler im Bau des Auges ist, so kömmt es, wie gesagt, daher, wenn man zu anhaltend und gebückt in Büchern lieset, oder alles zu nahe ansieht, und sich nicht an Abwechselung gewöhnt.

Da-

Dadurch verliert das Auge immer mehr die Kraft in die Ferne zu sehen, und wird geschwächt.

Liebreich. Mir kömmt es vor, daß man sich eben durch jene Gläser noch mehr verwöhnt, und es dahin bringt, daß das Auge sich nicht weiter zum Fernsehen anstrengt, sondern sich auf diese künstliche Hülfe verläßt. Ja ich kannte in meiner Jugend einen jungen Menschen, welcher das schärfste Gesicht in die Nähe und Ferne hatte, allein er war so thöricht und eitel, sich ein solches Glas anzuschaffen, weil er glaubte, es gehöre zur Mode, und man gebe sich das Ansehen eines Gelehrten, der viel studiere. Er sahe öfters durch das Glas, und verdarb sich dadurch sein vortreffliches Gesicht, und machte sich würklich kurzsehend.

Ei, ei, meinte Mienchen, was sich doch alles über den einzigen Sinn des Gesichts sagen läßt.

Ja wohl, antwortete Herr Weidner, über den herrlichen Sinn, über das prächtige Auge, welches oft ganz der Ausdruck der Seele ist; in welchem man das gleichsam lesen kann, was der andere denkt oder empfindet! Ich habe den großen Friedrich, König von Preußen, im siebenjährigen

rigen Kriege gesehen. Was hatte er für einen Ausdruck in seinen großen feurigen Augen; wahrhaftig ein königlich Auge, als wollte er alles durchblicken; und man hat mich versichert, daß viele gezittert und gebebt haben, wenn er sie nur scharf angeblickt; daß Spione, Schurken, oder sonst niederträchtige Menschen, die Böses im Sinn gehabt, sich augenblicklich verrathen haben, wenn er ihnen nur in das Gesicht gesehen. In Leipzig habe ich in meiner Jugend den seligen Herrn Professor Gellert gesehen, schon in seinem sanften Blick sahe man die fromme, liebreiche Seele dieses vortrefflichen Mannes. Nachher habe ich oft den ohnlängst verstorbnen reformirten Prediger Zollikofer predigen gehört, der mit seinem Auge Ehrfurcht einflößte, und mit seinem ehrwürdigen offnen Blick die Seele des Zuhörers für die Wahrheit seines Vortrags gewann. Wie weich wird unser Herz, wenn wir das matte, schmachtende, thränenvolle Auge des Leidenden sehen; wie zieht uns der zärtliche, offne Blick des Gutmüthigen an, wie hinreißend ist der liebevolle Blick, den das gute Kind seinen Eltern, oder diese ihren Liebling zuwerfen; wie wahr die edle Freimüthigkeit, mit welcher der Redliche

 dem

dem andern unter die Augen sieht, weil er ein gutes Gewissen hat. Aber auch wie furchtbar das Auge des Verzweifelnden, wie grausend der Blick des Rachgierigen und Zornigen, wie widrig die verzerrten Züge beim Neidischen, Falschen, Heimtückischen, wie unangenehm das stiere, dumme Ansehen des Einfältigen oder Trunkenen; wie abschreckend das frech im Kopfe herumrollende Auge des Wollüstlings! Schade, daß der böse Mensch es oft in der Verstellungskunst so weit gebracht hat, daß man ihn für gutmüthig hält, und hergegen oft die besten Menschen sich durch üble Gewohnheiten so vernachlässigen, daß sie beim ersten Anblick für stolz, oder hämisch, falsch, oder einfältig gehalten werden, da sie doch oft das Gegentheil sind.

Daher, erwiederte Liebreich, ist mir der Gedanke sehr oft eingefallen, daß man allerdings mehr Aufmerksamkeit, als man gewöhnlich thut, auf die richtige Haltung seines Gesichts und seiner Augen wenden sollte, um sich nicht gewisse Blicke oder Züge anzugewöhnen, durch welche man auf andere einen üblen Eindruck machen kann, ohne es selbst zu wissen.

Wohl dem, versetzte Weidner, dessen heitres, aufrichtiges Auge stets der Abdruck einer reinen wohlwollenden Seele ist!

Achtes Kapitel.

Die Augen des guten Alten fielen ihm in der Folge des Gesprächs für Müdigkeit zu; er merkte es, und gab gute Nacht. Unsern jungen Leuten aber war der Abend zu lieblich, als daß sie sich nach dem Bette gesehnt hätten. Sie blieben also noch eine Zeitlang zusammen, und hatten nicht Ursache es zu bereuen, da ihnen ein neues Vergnügen bevorstand. Eine Nachtigall, deren Weibchen in der Hecke des Zauns brütete, fieng in dieser lauen, heitern Mondennacht unvergleichlich zu schlagen an. Die ganze Gesellschaft schwieg, und war nur Ohr. Allein der Schlag dieses lieben Sängers verdiente es auch, mit aller Aufmerksamkeit belauscht zu werden. Man getraute sich kaum zu athmen, wenn sie bisweilen ohnabge-

gesetzt einen langen schmetternden Triller aus ihrer kleinen Kehle hervorlockte. Man wurde weich, wehmüthig, sanft und zärtlich, wie sie, wenn sie so langsamschleifend flötete, und eine Heiterkeit verbreitete sich über das Gesicht, und ergoß sich in die Seele der Zuhörer, sobald sie freudige Töne spielend hervorschmetterte. Man sprach wenig, nur durch Mienen und Bewegungen gab man sich seine Empfindungen zu verstehen; alle waren innig gerührt, und Liebreich wischte sich eine Thräne aus seinem zum Himmel empor gerichteten Auge.

Jetzt schwieg die Nachtigall, und ließ ihren Zuhörern Zeit, ihre Empfindungen zu ordnen, und sich zu erholen. Wie wohlthätig, rief Liebreich, ist das Gehör! Wie groß der Einfluß auf unsere Seele! Wie stark die Würkung der Musik auf das menschliche Gemüth! Es sey Vogel- oder Menschengesang, Konzert der Natur oder künstlicher Instrumente. O die Menschen sollten besonders darauf acht haben, sollten nur alle Musik lernen, wenigstens dafür empfänglich seyn, sie würden sicher heitrer, wohlwollender, sanfter und besser werden, als sie oft sind.

Du magst wohl recht haben, Vater, rief Minchen, ich fühle mich so heiter und so mild, jetzt könnte ich niemanden ein Leid zufügen.

Liebreich. Ich habe das große Konzert der Natur gehört, das Rauschen und Brausen des Wasserfalls vom Rhein bei Schafhausen in der Schweiz. In meinem Leben will ich nicht vergessen, was ich dabei für Empfindungen hatte! Wer da nicht von Ehrfurcht und Hochachtung gegen Gott erfüllt wird, der muß gar kein Gefühl haben!

Dieses Gespräch leitete ganz natürlich auf den wohlthätigen Sinn des Gehörs, durch welchen uns so viel Angenehmes zugeführt wird; man empfand es, wie viel der entbehren müsse, der taub sey.

Das habe ich, sagte Heinrich, vor einigen Jahren recht augenscheinlich gesehen, da ich in Leipzig in Arbeit stand. Mein Meister arbeitete unter andern für den damals noch lebenden Herrn Direktor Heineke, welcher ein Institut errichtet hatte, in welchem Taube und Stumme unterrichtet wurden. Lieber Gott, wie manchmal sind mir da die Augen übergegangen, wenn ich diesem Unterricht zusahe, und fand, welche unsägliche

Mühe sich die Lehrer gaben, wie unbeschreiblich viele Geduld sie mit diesen unglücklichen Kindern haben mußten, um ihnen dieses oder jenes begreiflich zu machen! Wie ängstlich die armen Kinder waren, sich marterten und anstrengten, um ihre Lehrer zu verstehen. Denn sie mußten ganz anders unterrichtet werden, als wir, da man es ihnen nicht sagen konnte. Vieles lernten sie durch Zeichen, vieles mußten sie am Munde der Lehrer absehen, vieles wurde ihnen durch Bilder deutlich gemacht. Durch diese Mittel hatte man gleichwohl einige schon so weit gebracht, daß sie lesen, schreiben, aufgeschriebene Fragen schriftlich beantworten, und andern die Worte am Munde absehen konnten. Ja auch einige Stumme fiengen an, gebrochen zu reden.

Dies gab Anlaß zu einem weitläuftigen Gespräch, wo sich unter andern Christian eines Knabens aus seiner Kindheit her erinnerte, der oft geweint hätte, daß er nichts höre, und sich gewünscht, in seinem Leben nur eine Stunde hören zu können. Fritz bemerkte die mancherlei Unbequemlichkeiten, die noch außerdem aus der Taubheit entstehen müßten, wo man nicht das Rasseln eines Wagens, das Trappeln eines Pferdes in

der Dunkelheit, das Rollen einer Ziegel vom Dache und dergleichen höre, um einer drohenden Gefahr auszuweichen; das Schlagen der Uhr, das Geschrei eines Verunglückten nicht vernehme, und wie ein solcher an keiner Gesellschaft von Menschen einen Antheil nehmen könne, da er nicht wisse, wovon gesprochen werde.

Daher, sagte Liebreich, sind Taube eben so mißtrauisch wie die Blinden. Beide glauben, man mache sich ihre Schwachheiten zu nutze, rede Böses von ihnen, höhne sie aus und betrüge sie. Mienchen erinnerte sich einer Geschichte, wo ein Tauber bald unschuldig wäre erschossen worden, der in einem Wirthshauße auf der Streue lag, und des Nachts hinausgehen wollte, um seine Nothdurft zu verrichten. Hier verirrt er sich, und kömmt in das Nebenzimmer, wo ein Offizier im Bette liegt. Dieser sieht eine lange weiße Menschengestalt auf sein Bette los kommen, ergreift seine Pistolen, und zieht den Hahn auf, weil er es für einen Dieb hält. Da es näher kömmt, ruft er laut: Wer da! allein es antwortet nicht, und als er losdrücken will, kömmt zum Glück noch der Wirth mit einem Lichte herein. Eben so erinnerte man sich einiger Halbtauben

oder sehr schwer Hörenden, welche künstliche Hörner vor das Ohr hielten, um den Schall desto besser aufzufangen, oder Röhrchen zwischen die Zähne faßten, weil auch dieses das Hören erleichtere, ja daß man sogar durch Ansetzen künstlicher Ohren das Gehör verstärken könne.

Christian rieb seine Ohren und sagte: Ich weiß gar nicht, was das ist, ich habe oft so ein Pochen, Klingen oder Braußen vor den Ohren, als ob ich in einer Mühle, vor einem Wasserwehr wäre, oder immer läuten hörte. Manchmal fällt es mir vor die Ohren, daß ich schwer höre! Wenn ich nur nicht einmal taub werde!

Liebreich. Wenn Ihr alt wäret, dann möchte es wohl daher kommen, daß die Gehörwerkzeuge ihren Reiz, Geschmeidigkeit und Spannkraft verlohren haben, allein in Euren Jahren taugt es nichts, und Ihr solltet billig einen verständigen Arzt zu Rathe ziehen. Gebt doch auf Euch Achtung, wenn und unter welchen Umständen Ihr es am meisten gewahr werdet, ob bei veränderter Witterung, oder nach einem zurückgetretnen Schnupfen, nach einer starken Erhitzung des Kopfes und darauf erfolgter Erkältung, oder bei einem verdorbenen Magen und dergleichen. Bis-

wei-

weilen, wenn es vom Andrang des Blutes nach dem Kopfe herrührt, hilft ein Fußbad, wodurch das Blut herabgeleitet wird. Bei einem Fluß thut es gute Dienste, wenn man das Ohr über ein warm aufgeschnittenes Kümmelbrod hält, und den Dampf hineinziehen läßt, auch der Dampf von warmer Milch durch einen Trichter in das Ohr geleitet, thut gute Dienste, und wenn es aus dem Magen herrührt, hilft oft ein Brechmittel sehr geschwind dem Uebel ab.

Heinrich. In meiner Kindheit war ich immer vom Ohrenzwang geplagt, wo es mir nicht allein vor den Ohren klang oder braußte, sondern ich hatte auch empfindliche Schmerzen darinnen. Der Arzt verordnete mir einiges als Arzneimittel, meinte aber auch: Es komme besonders davon her, daß ich im Winter Pelzmützen, und im Sommer andere warme Mützen trage, dadurch würde das Blut nach dem Kopfe, und unter andern also auch nach den Ohren in allzugroßer Menge geleitet, auch schwitze man gewöhnlich zu stark unter solchen warmen Bedeckungen des Kopfes, durch Erkältung trete dann der scharf gewordene Schweiß zurück, und werfe sich dahin. Sonderbar war es, sobald ich mich, nach seinem

Rath, allmählich gewöhnte im bloßen Kopfe zu gehen, die Pelzmützen abdankte, und sie zur Scheuche für die Sperlinge im Garten auf das Erbsenbeet steckte, mich täglich über den ganzen Kopf und besonders auch hinter den Ohren mit kaltem Wasser wusch, bekam ich auch nie den Ohrenzwang wieder.

Gieng mir es doch sonderbar, erwiederte Liebreich, als ich in Paris arbeitete; da war es damals leidige Mode, daß wir uns stark die Haare puderten, so oft wir ausgiengen. Nach einiger Zeit fieng mein Gehör an, schwer zu werden, und es nahm immer mehr zu, so daß man mir zuletzt mit aller Stärke der Stimme zuschreien mußte, und doch hörte ich es nur wie in der Entfernung. Der französische Arzt machte allerlei vergebliche Versuche, mein Gehör nahm immer mehr ab. Endlich kam er auf die rechte Spur. Ich mußte den Dampf von warmer Milch oder gekochten auflösenden Kräutern in dasselbe eindringen lassen, und er selbst träufelte mir mit großer Behutsamkeit einige Tropfen von einer erweichenden Flüssigkeit hinein. Auf einmal platzte es im Ohr, als ob es zerspringen wollte, und als wir mit jenen Mitteln fortfuhren, so floß

nach einiger Zeit eine Menge Unrath heraus und ein ziemlicher hartgewordner Klumpen. Das sey, sagte er, Puder und Staub, der sich nach und nach mit dem Ohrenschmalz vermischt, und die Gehörgänge verstopft habe. Er rieth mir, das Pudern zu unterlassen, die Ohren fleißig auszuwaschen, doch behutsam, daß nicht zu viel Wasser hineindringen könne, und den Ohrenschmalz bisweilen vorsichtig heraus zu nehmen. Diese Behutsamkeit sey sehr nöthig, obgleich der liebe Gott das Ohr so eingerichtet habe, daß der eindringende Staub sich an die im innern Rande des Ohres befindlichen Härchen anhänge, dann vom Ohrenschmalz aufgenommen werde, den das Ohr als eine klebrichte Fettigkeit ausschwitze, und so wieder fortgeschafft werde.

Der Ohrenschmalz, sagte Fritz, das habe ich auch gehört, soll eine sehr wohlthätige Einrichtung seyn, weil er den Insekten widrig und hinderlich ist, tief in das innere Ohr einzudringen, und Unfug zu treiben, wenn sie darinnen stecken blieben. Es soll einst ein Mensch fast unsinnig geworden seyn, weil ihm kurz nachdem er sein Ohr davon gereinigt hat, ein Floh in die innern

Gehörgänge eingedrungen, und ihn auf das empfindlichste gepeinigt hat.

Daher, rief Mienchen, fürchte ich mich auch so sehr vor den Ohrwürmern oder Oehrlingen, die sich so gern in den Nelken aufhalten, und welche Du in Röhrchen und Federkielen fängst. Sie sollen den Leuten in die Ohren kriechen.

Das könnte, erwiederte Liebreich, bisweilen der Fall seyn, ob es gleich sehr selten sich ereignet; diese Insekten kriechen gern in Höhlungen, allein auch ihnen ist der Ohrenschmalz zuwider. Wer wird sich also für etwas in der Welt fürchten? Das hilft zu nichts. Allein behutsam sey man immer, und lege sich nicht mit dem Kopfe an solchen Orten nieder, wo dergleichen Insekten sich aufhalten. Träte der Fall ein, so darf man nur ein Bündelchen Baumwolle mit Honig bestrichen hineinstecken, dieses lockt sie meist heraus, oder man läßt einen Tropfen Baumöl in das Ohr dringen, dieses tödtet sie, oder bringt sie wieder hervor.

Eben der Knabe, fuhr Christian fort, von dem ich vorhin erzählte, ist durch eine heftige Ohrfeige taub geworden, die ihm jemand gegeben hat.

Liebreich. Das ist wohl möglich, und es sollte überhaupt sich jeder hüten, den andern vor die Ohren oder an den Kopf zu schlagen. Er ist ja der edelste und feinste Theil unsers Körpers, der sehr leicht verletzt, und dem schon eine allzuheftige Erschütterung schädlich werden kann.

Fritz. Es sollen ja Leute taub geworden seyn von Kanonenschüssen, besonders wenn sie das eine Ohr zugehalten haben.

Liebreich. Auch dieses könnte nach dem Bau des Ohres möglich seyn, weil die mit allzugroßer Gewalt bewegte, und in das Ohr gepreßte Luft, zumal wenn sie keinen Ausweg fände, irgend ein Gehörwerkzeug verletzen und zersprengen könnte. Denn unser Ohr ist so eingerichtet, daß die Luft, wenn sie von irgend einer Veranlassung in Bewegung gebracht wird, diese zitternde, wie eine Meereswelle wallende Bewegung bis an das Ohr bringt. Hier wird diese Schallwelle der Luft vom äußern Ohr aufgefangen, und indem sie sich gleichsam an denen verschiedenen Windungen und Rändern bricht, oder anprallt, gemäsiget, dann dringt sie durch einen eng zulaufenden Gang bis zu einer von einem Knochenring ausgespannten

Haut,

Haut, das Trommelfell oder Paukenfell genannt, welches durch verschiedene Muskeln angehalten, gespannt oder schlaff gemacht wird, nachdem es nöthig ist. Hier entsteht also die erste Erschütterung des Ohres, welche durch die hinter dem Trommelfell befindliche Höhle vermittelst dreier Gehörknöchelchen, wovon das eine Aehnlichkeit mit einem Hammer, das andere mit einem Ambos, und das dritte mit einem Steigbügel hat, den Gehörnerven mitgetheilt, und von diesen bis zum Gehirn, dem Sitz der Empfindung, fortgepflanzt wird. Hinter dem Paukenfell geht eine Röhre von Knorpel und Knochen, fast wie eine Trompete, bis herunter in den Mund, welche vermuthlich die Schallwellen, wenn sie zu heftig seyn sollten, ableitet. Allein sie hat auch den Nutzen, daß im Fall das Trommelfell erschlafft oder schadhaft wäre, man durch aufgesperrten Mund, oder durch eine zwischen die Zähne genommene Röhre den Schall ebenfalls wie durchs Ohr auffangen, und also leichter hören kann. Diese künstliche Einrichtung lehre uns daher jede Behutsamkeit, durch welche wir uns diesen vortrefflichen Sinn erhalten können.

Sie hörten zehn Uhr schlagen, und begaben sich nun sehr vergnügt aus dem Gartenstübchen jeder in sein Bette.

Neuntes Kapitel.

Fritz kam am andern Morgen aus der Schule, und lächelte immer vor sich hin. Er trat zu seinem Vater an die Hobelbank, und lächelte so verstohlen, so heimlich, wie einer der etwas auf dem Herzen hat, und nur darum gefragt seyn will. Als ihn aber sein Vater über der Arbeit nicht bemerkte, brach er endlich loß, und fragte lächelnd: Hast Du nichts gehört von Friedrichs, wie es ihnen gestern gegangen ist?

Nun, erwiederte der Vater mit ängstlicher Miene, sie haben doch kein Unglück gehabt?

Fritz. (immer lächelnd) Das nun eben nicht, allein wir können doch froh seyn, daß wir nicht mitgegangen sind. Sie sind schön angekommen, und werden an den Spatziergang nach Lindenthal denken!

Liebreich. So rede doch, haben sie denn kein Vergnügen gehabt?

Fritz. Ein schönes Vergnügen! Wilhelm, Friedrichs Sohn, hat mir es erzählt. Schon auf dem Wege, sagte er, mußten wir unsägliche Hitze abhalten, und als wir nach Lindenthal kamen, wo wir auszuruhen und uns abzukühlen gedachten, fanden wir eine solche Menge Menschen, daß man umkommen mochte. Man konnte weder gehen noch stehen, weder sitzen noch etwas zu essen und zu trinken bekommen. Endlich borgten wir im Dorfe ein Gefäß, und mein Vater ließ Bier einschenken, aber dieses war halb Wasser. Nach einigen Stunden gab es Lärm auf dem Tanzboden, und zuletzt wurde eine Schlägerei daraus, daß uns allen angst und bange wurde. Wir brachen also auf, und giengen fort. Die armen Leute, sagte Liebreich mit trauriger Miene, aber Fritz fuhr lächelnd fort. Es kömmt noch schlimmer, denn unterweges erreicht sie das Gewitter, fürchterlich tobt es um sie herum, Blitz auf Blitz, Schlag auf Schlag. Keine zehn Schritte vor ihnen, meinte Wilhelm, habe es einmal in einen Baum eingeschlagen. Nun gießt der Re-

gen so stark, daß sie in kurzer Zeit bis auf das Hemde naß werden.

Liebreich fuhr fort, diese guten Leute von Herzen zu bedauern, denn sagte er, ich weiß, wie empfindlich es ist, wenn man sich ein Vergnügen zu machen gedenket, und es endigt sich dann so übel. Wenn sie doch nur die Kinder nicht bei sich gehabt hätten. Diese werden ihnen am meisten zu thun gemacht haben.

Fritz. Ja natürlich. Wilhelm sagte, das wäre noch das größte Unglück gewesen; sie hätten wohl fortkommen können, aber diese nicht. Der kleine Jakob habe immer seine Schuhe stecken lassen, und sey hingefallen; die noch kleinere Marie habe der Vater zwar getragen, allein sie habe sich beim Gewitter gefürchtet, und geschrien, gezittert und gebebet. Nachher hätten sie alle für Frost von der Nässe umkommen mögen. Im erbärmlichsten Zustande sind sie endlich zu Hauße angekommen, haben sich sogleich auskleiden, und in das Bette legen müssen um sich zu erwärmen, allein ihre besten Sonntagskleider sind sämtlich verdorben, und heute wären sie, sagte er, alle noch halb krank. Das haben sie, setzte Fritz lächelnd hinzu, von ihrem Spatziergang. Ich lachte

auch Wilhelmen brav aus und sagte: Seht, warum habt ihr es nicht gemacht wie wir, und seyd zu Hauße geblieben. Wir sind nicht beregnet worden, und doch auch vergnügt gewesen. Nicht wahr, Vater?

Jetzt erwartete Fritz mit einer zuversichtlichen Miene, daß ihm sein Vater Beifall geben, und endlich doch einmal darüber lächeln würde. Allein, er irrte sich sehr. Liebreich blieb traurig, und sahe jetzt Fritzen mit einer bedeutenden Miene an, warf einen finstern Blick auf ihn, und sagte: Wie kann das mein Fritz, mein sonst so guter, mitleidiger Fritz, der kann schadenfroh seyn?

Da fuhr Fritz heftig zusammen, erschrak und ward roth. Sein eignes inneres Gefühl sagte ihm: Ein guter Mensch darf nicht schadenfroh seyn. Du hast, fragte der Vater, würklich den armen unschuldigen Wilhelm ausgelacht, und deine heimliche Freude darüber gehabt, daß ihm sein Vergnügen so verbittert worden ist?

Fritz konnte kein Wort antworten; denn, dachte er, wenn sich unser Vater hätte bereden lassen, so wäre uns ja das nehmliche Schicksal begegnet.

Was gab denn Wilhelm dazu an? fragte Liebreich.

Fritz. Er fieng an zu weinen, nachher verbiß er seinen Verdruß, und verließ mich.

Liebreich. Das kann ich denken. Armer Wilhelm, du dauerst mich herzlich; denn ich weiß schon, wie es däucht, wenn man ein Anliegen einem theilnehmenden Freunde klagen will, um wenigstens von ihm bemitleidet zu werden, und dieser es belächelt. So ein Betragen kömmt mir vor, als wenn es aus einem neidischen Herzen entspringt; wenn der Neidische nicht selbst ein Glück oder Vergnügen genießen kann, so freut er sich wenigstens darüber, wenn es dem andern verbittert wird.

Höre auf, Vater, rief jetzt Fritz innig gerührt, so böse bin ich nicht. Ich fühle es, daß es unüberlegt gehandelt war, und es reut mich jetzt von ganzen Herzen, allein —

Eben weil es, erwiederte Liebreich, das erstemal ist, wo ich dich von einer Seite kennen lerne, die ich nicht an dir vermuthete, muß ich dich bitten, künftig auf diesen Fehler deiner Seele aufmerksam zu seyn. Du würdest dich als ein neidischer, schadenfroher Mensch um alle Freuden

deines Lebens bringen, niemand würde dir künftig sein Leid mehr klagen, und deine ganze Denkungsart würde sich verschlimmern. Kannst du wohl glauben, daß ein solcher sich je eines Leidenden und Unglücklichen annehmen wird, der ihm sein Elend gönnt?

Mit gepreßten Herzen schlich sich Fritz nach einer Weile von seinem Vater, und sann hin und her, was er anfangen wollte, um den armen Wilhelm wieder zu gewinnen. Er entschloß sich, ihn aufzusuchen, und gieng nach der Haußthür. Siehe, da mußte es eben treffen, daß Wilhelm vorüber gieng. Bst, bst, rief Fritz und winkte; allein Wilhelm machte ein trauriges Gesicht, und schüttelte. Er winkte noch mehr, und lief auf ihn zu; doch Wilhelm empfieng ihn kalt, und wollte seine Hand aus der seinigen wieder zurückziehen. Als er aber sahe, daß Fritzen die Thränen in den Augen standen, daß er ihn mit gebrochner Stimme um Verzeihung bat, da schwand aller Unmuth dahin. Er ward wieder heiter. Sie umarmten sich, und wurden gute Freunde. Fritz nahm ihn mit sich in den Garten, und wußte nicht, wie er thun wollte, um seinem Freunde eine Freude zu machen. Er zeigte ihm seine

Blumen, und schnitt ihm von seinen Winterlevkojenstock, den er mit vieler Mühe gepflegt hatte, den schönsten Stengel ab. Ja, als er merkte, daß dieser sich ein wohlriechendes Resettenstöckchen wünschte, sogleich gieng er hin, und hob das größte Pflänzchen aus, setzte es mit feuchter Erde in einen Blumentopf, und gab es ihm mit. Hierauf sprang er zu seinem Vater, und erzählte ihm, wie er Wilhelmen das zugefügte Leiden durch Freude vergütet habe, und daß ihm dieser wieder gut sey. Darüber empfand Vater Liebreich eine herzliche Freude, und war mit seinem Fritz so freundlich, wie zuvor.

Zehntes Kapitel.

Das gestrige Gewitter und der Sturm hatten in Liebreichs Garten, außer dem großen Nutzen, auch hie und da einen kleinen Schaden angerichtet; manches loßgerissen, manche Pflanze verschlemmt, und hie und da eine Blume geknickt,

knickt, so daß jetzt vieles wieder in Ordnung zu bringen war. Dazu erhielt Fritz von seinem Vater den Auftrag und er eilte vergnügt dahin. Emsig trieb er seine Geschäfte, heftete an, richtete auf, was den Kopf hieng, gätete, säete noch einige Sämerei aus, begoß sie, senkte Nelken ab, und pflanzte. Da kamen manche Schweißtropfen unter seinem leichten Gartenhütchen von der Stirn herabgeflossen, und endlich war es ihm in seinem Magen, wie es solchen jungen, gesunden Leutchen zu seyn pflegt, wenn es bald zwölf Uhr schlagen will. Würklich, da kam Minchen am Weingeländer hergehüpft, um ihn zur Mittagsmahlzeit abzurufen. Nun wurde Gieskanne und Spaten, Stichel und Hippe, alles Gartengeräthe an seinen Ort gestellt, denn Minchen bat ihn, zu eilen; es gäbe, setzte sie schalkhaft und mit Händeklopfen hinzu, heute ein Leibessen. Was, rief Fritz, ein Leibessen? Gut, daß ich mir durch Arbeit recht gesunden Appetit verschaft habe! Und das Leibessen wäre? Aber das lose Mädchen sagte es ihm nicht; er werde es, meinte sie, schon sehen. Da forschte er an ihr, und fieng an zu rathen: Reisbrei mit Zucker? Nein — Bratwurst und Kohl? Geschüt-

schüttelt — Rindfleisch mit Rosinenbrüh? Auch nicht; komm nur geschwind.

Als sie jetzt durchs Hauß an der Küche vorüber giengen, ha, da kam ihnen ein süßer Geruch entgegen. Nun konnte es Fritz schon so gut errathen, als wenn er in den Topf hinein gesehen hätte. Es riecht, rief er, und zog sein Näschen, wie — Sauerkraut und Schweinefleisch — der Mund lief ihm voll Wasser.

Unter Hüpfen und Springen verkündigte er das Leibgericht in der Wohnstube den harrenden Gesellen und der ganzen Familie, alle empfanden bei dieser Nachricht ein Vergnügen, denn sie genossen es sämtlich sehr gern. Ha, wie jetzt Fritz in die Hände schlägt, nach dem Munde und der Gegend des Magens zeigt, um anzudeuten: wie gut es ihn schmecken soll! Wie freundlich er der guten Mutter entgegen lächelt, die eben eine große dampfende Schüssel auf den Tisch setzt. Der Geruch davon erfüllte bald das ganze Zimmer, und beförderte die Eßlust noch mehr. Jedes setzte sich nun an seinen Ort, und jetzt konnte man seine Freude sehen, wie es allen diesen gesunden, arbeitsamen und heitern Leutchen so vortrefflich schmeckte. Die Schüssel mit dem Gemüße war

in einigen Minuten ausgeleert, und Mutter Liebreich mußte zum zweitenmal nach der Küche gehen, um sie zu füllen; auch das aufgequollne Schweinefleisch ward jetzt zerlegt, vertheilt und genossen. Allen schmeckte es so gut, daß fast wenig über der Mahlzeit gesprochen wurde. Erst als man sich gesättiget hatte, schob Fritz seinen leeren Teller etwas zurück und sagte: Es ist doch eine vortreffliche Sache um den Geschmack!

Ja, ja, rief Mutter Liebreich scherzend, der möchte wohl so jungen Leutchen einer der liebsten Sinne seyn!

Wer genöß denn, erwiederte Liebreich, nicht gern etwas Angenehmes und Schmackhaftes, und warum sollte man sich dieses sinnliche Vergnügen versagen? Vorausgesetzt, daß man dabei nicht zu weit geht, nicht alles, was man erwirbt, durch die Gurgel jagt, sondern mäßig genießt, und sich gewöhnt, nicht bloß Leckereien, sondern jede gesunde und einfache Kost auch mit Vergnügen zu genießen. Man sieht es ja aus allen Einrichtungen des lieben Gottes, daß er uns dieses Angenehme gönnen wollte; sonst hätte er nur Brod

und Wasser gegeben, damit würden wir uns auch erhalten können.

Jetzt gab dieses Anlaß zu einem weitläuftigen Gespräch über die vielen und mannichfaltigen Nahrungsmittel, wie jede Frucht, jedes Thierfleisch, einen andern Geschmack für uns habe, ob sich gleich alles von der Erde ernähre. Wie gut dieser Geschmack sey, der uns reize, unserm Körper Nahrung zu seiner Erhaltung zuzuführen, welches wir vielleicht oft unterlassen würden, wenn es nicht gut schmeckte. Wie die Speisen, je künstlicher sie zubereitet, desto ungesunder, und je einfacher, desto gesünder und kräftiger wären. Daß die Nahrungsmittel aus dem Pflanzenreiche eine weit zuträglichere Nahrung gäben, als das Fleisch der Thiere, welches zwar viel Blut und mehr Kraft verschaffe, wovon aber auch das Blut hitziger, und zur Fäulniß geneigter werde. Man überlegte, wie viel mehr Thätigkeit unter den Menschen um deswillen sey, weil sie gern etwas Gutes essen und trinken wollen, da sie weit weniger zu arbeiten brauchten, wenn sie bloß mit Brod, welches wohlfeil, und mit Wasser, welches umsonst zu haben ist, vorlieb nehmen wollten. Wie viele tausend Menschen bloß für ihren

und anderer Gaum geschäftig wären, vom Landmann, Winzer, Gärtner, Fischer an, bis zum Becker, Müller, Brauer, Fleischer und allen denen, welche die rohen Produkte der Erde erzeugten und genießbar machten; dem Kaufmann, Fuhrmann, Töpfer, Böttcher und allen denen, welche den Verkauf, das Herbeiführen, und die Zubereitung der Nahrungsmittel besorgten.

Man sollte, sagte endlich Heinrich, billig recht langsam essen, um das Vergnügen desto länger zu genießen. Denn wenn ich in fünf Minuten schon gesättiget bin, so habe ich ja dieses Angenehme weit kürzere Zeit genossen, als wenn ich mit eben so vielen Speisen eine halbe Stunde zubringe.

Ei freilich, erwiederte Liebreich, sollte jeder so vernünftig handeln, denn bei solcher Eile schlüpfen eine Menge schmackhafter Theile unaufgelöset in den Magen hinunter, wo sie noch überdies zu wenig zermalmt ankommen, und dann unverdaulich werden.

Fritz, der über diesen Gegenstand lange in tiefen Nachdenken gesessen hatte, warf endlich die Frage auf: Woher es wohl komme, daß eine solche Verschiedenheit im Geschmack unter den

Men-

Menschen sey? Dem einen sey das ein Leibessen, woraus sich der andere gar nichts mache; diesem sey wieder eine andere Speise gleichgültig, die zehn andern Leckerei wäre, und mancher könnte dieses oder jenes Nahrungsmittel gar nicht genießen, welches von tausend andern genossen würde.

Diese Verschiedenheit des Geschmacks, erwiederte Liebreich, mag wohl von gar mancherlei Ursachen herrühren. Vielleicht liegt dieses schon in der verschiedenen Reizbarkeit der Geschmacknerven. So liebt der eine saure, der andere süße, der dritte bittre Speisen; der eine, der vielleicht schwache Nerven hat, die eines starken Reizmittels bedürfen, ißt gern stark gesalzne, der andre schwach gesalzne Speisen; der kann den stärksten Senf, Meerrettig, Branntwein, die bitterste Arznei auf seiner Zunge vertragen, wovon zehn andere Brennen, Schmerz und allerlei üble Empfindungen bekommen. Daher mag wohl auch das sogenannte Ueberdrüßigwerden einer ehemaligen Lieblingsspeise herrühren, wenn man sie entweder eine Zeitlang ununterbrochen, oder einmal bis zum Eckel genossen hat, wo die Geschmacknerven immer auf einerlei Art gereizt wurden, und also

am Ende den angenehmen Reiz dafür verlieren. Auch diese weise Einrichtung soll für uns Menschen ein Wink werden, durch abwechselnde Nahrungsmittel eine heilsame Mischung in unserm Blut und Säften hervorzubringen. Genössen wir immer Mehlspeisen, so würden endlich unsere Gedärme verstopft und voll Schleim werden, allein durch Sauerkraut, Gemüße, Baumfrüchte, wird dieser wieder unmerklich abgeführt, das durch Fleischspeisen zur Fäulniß geneigt gemachte Blut, wird durch Säuren wieder erfrischt, und die Säure wird wieder durch andere Nahrungsmittel eingewickelt, damit sie unsere Eingeweide nicht zu sehr angreifen kann.

Fritz. Sollte nicht auch die Verschiedenheit des Geschmacks mit dazu beitragen, daß alles benutzt und genossen wird?

Liebreich. Allerdings. Ist es doch schon im Thierreich so. Jede Thierart nährt sich von etwas andern. Der Ochse läßt dem Esel seine Disteln stehn, das Schaaf frißt andere Kräuter als die Kuh. Der Affe gönnt dem Löwen das Reh, und lobt sich die Früchte, der Hund läßt der Katze die Mäuse, und die Katze diesen die Knochen. Der Sperling sieht den Raben das

Aas

Aas verzehren, und sucht sich Raupen oder Käfer, das Huhn läßt der Biene den Honig in der Blume, von der sie das Würmchen darauf abpickt. Kurz jedes geht seinen Leibessen nach, welches seinem Geschmack angenehm ist, und das ihm nach seinen innern Bau zur Ernährung dient. So läßt jedes dem andern das Seinige stehen; nichts kömmt in der Welt ungenossen um, und keines verzehrt alles, um es dem andern mangeln zu lassen. Gerade das ist der Fall auch bei den Menschen. Wenn alle nur einerlei, z. E. nur Sauerkraut und Schweinefleisch gern äßen, so würde nichts als Kraut gebaut, und Schweinszucht getrieben, hergegen der Getraide- und anderer Gemüßbau, die Zucht anderer Thiere vernachlässiget werden. Bei dieser weisen Verschiedenheit des Geschmacks im Gegentheil geht alles ab, alles wird verzehrt; heute genießt dieser mit dem andern sein Leibgericht, morgen ißt der andere jenen zu Gefallen das seinige mit. Nicht wahr, Lenchen, mir zu Liebe kochst du bisweilen Lungenmus, das eben dein Leibessen nicht ist? Er sahe sein liebes Weib schäkernd an, und lächelnd, mit den Fingern scherzhaft drohend erwiederte sie ihm: Loser Mann, issest du doch auch zuweilen Wasserbrei mit mir.

Son-

Sonderbar ist es aber doch, sagte Heinrich, daß ich keinen Hering, und überhaupt keinen Fisch essen, ja kaum sehen oder riechen kann, ohne daß mir schon vom Anblick übel wird.

So geht mir es mit Kuhkäse, ob ich schon in einem Landstädtchen erzogen bin, sagte Christian.

Und ich muß mich allemal übergeben, wenn ich Gänsefett esse, rief Jakob; und jeder hatte noch eine Menge Speisen, von denen er behauptete: Er könne sie nicht essen, weil sie ihm zuwider wären. Nur Liebreich und seine Kinder versicherten, daß sie alles essen könnten. Possen, sagte Liebreich, sind es auch, dabei bleibe ich. Was hundert, und tausend andere Menschen gern essen, warum sollte ich denn das nicht auch essen können? Das ist Einbildung, weil man glaubt, man könne es nicht essen, es schmecke nicht gut, oder weil man in seiner Jugend köhrisch, wie man sagt, ist erzogen worden, so macht man in der Folge auch keine Versuche, sich daran zu gewöhnen, und bleibt bei seinem Vorurtheil.

Meister, erwiederte Heinrich, glaube Er es nicht, daß es bloße Einbildung damit sey. Was

einer Natur einmal zuwider ist, das nimmt sie nicht an, man mag es anfangen wie man will. Ich habe mir alle Mühe gegeben, Hering zu essen, mich an das und jenes zu gewöhnen, allein es war und blieb mir zuwider. Meine Mutter hat mir es heimlich unter die Speisen gemischt, daß ich es nicht schmeckte, und doch ward mir übel, und ich wurde für Ekel krank.

Liebreich. Ich will es nun eben nicht widerstreiten, daß manchen etwas seiner Natur so zuwider ist, wie der Kuh Hering, und den Hunde das Gras; ob ich mir es gleich nicht vorstellen kann, da ein Menschenkörper wie der andere gebaut ist. Warum ist denn meinen Kindern ihrer Natur nichts zuwider? Nicht wahr, weil sie nicht köhrisch erzogen worden sind? Es ist ein ärgerlicher Anblick, wenn manche Menschen da sitzen, wählen, lecken, in den Speisen herumwühlen, und man ihnen alles nicht gut genug vorsetzen kann; dann werden sie solche Leckermäuler, die entweder alles verzehren, wie sie es einnehmen, weil sie immer nur etwas besonderes genießen wollen, und die dann oft in der Armuth froh wären, wenn sie das zu beißen und zu brechen hätten, was sie zuvor umkommen ließen.

Hein-

Heinrich. Dem sey nun wie es will, aber ich lasse mir es nicht ausreden, daß es Dinge giebt, die einem seiner Natur nach zuwider sind.

Statt aller Antwort, fuhr Liebreich fort, will ich Euch einen Fall aus meinem eignen Leben erzählen, der mich eben in der Meinung bestärkt hat, daß gar oft viel Einbildung dabei statt findet. Meine Eltern aßen weder Zwiebeln noch Knoblauch, folglich aß ich beides auch nicht, und konnte mich oft nicht genug verwundern, daß andere mit solchem Appetit es genossen, und manche an unsern Speisen den Wohlgeschmack nicht fanden, weil sie nicht damit zubereitet waren. Allein kurz zuvor, ehe ich in die Lehre kam, schickte mich mein Vater zu meinen Pathen, den Verwalter in Spechtheim, um Abschied bei ihm zu nehmen. Zum Unglück, oder vielmehr zum Glück, hatte ich vergessen, etwas Brod bei mich zu stecken, und da ich über vier Stunden Wegs gehen mußte, so kam ich mit unbeschreiblichen Hunger nach Spechtheim. Eben langte ich an, als man die erste Schüssel auf den Tisch setzte, und darinnen war: — Schöpsenfleisch mit — mit Zwiebelbrüh. Hu, hu, hu, wie schauderte ich zurück. Das kannst du, dachte ich, ohnmöglich

lich essen. Man legte mir vor. Ich genoß Brod und Salz. Man nöthigte mich zu essen, ich gab vor, nur eine Zeitlang erst zu ruhen. Man nahm den Teller zurück, und ich erhielt nach einer Weile einen andern mit warmen Speisen. Was wollte ich machen? Sagen mochte ich nichts, aus Besorgniß diese guten Leute zu beleidigen, unbändigen Hunger hatte ich auch; also machte ich einen Versuch erst im Kleinen. Es ließ sich essen; beim ersten vollen Bissen schauderte mich noch etwas, der zweite gieng schon eher, und der dritte schmeckte mir sogar gut. Ich konnte mich nicht satt essen, und in meinem Leben hat mir kein Gericht so trefflich geschmeckt als dieses. Nachher kam Schöpsenbraten mit Knoblauch. Halt; dachte ich, wie es mit den Zwiebeln gegangen ist, so kann es hier auch gehen, und siehe da, es gieng ebenfalls trefflich zu Halse. Wie gut that es mir, als ich nachher in die Lehre kam, und alles essen konnte; ja da ich überhaupt kein Kostverächter war, so bin ich auf Reisen und bei meinem Aufenthalt an so vielerlei Orten, wo die Speisen oft ganz verschieden zubereitet werden, immer besser hinweggekommen, als andere, die das und jenes nicht essen

konnten und wollten. Entweder sie mußten hungrig von der Mahlzeit aufstehen, wo ich mich mit Wohlgefallen gesättiget, oder sie klagten, daß sie das mit Widerwillen genossen, woran ich mich gelabet hatte, und das ihnen übel, mir aber sehr wohl bekam; oder sie ließen sich für ihr Geld andere Speisen bereiten, wurden dadurch Verschwender und Leckermäuler, die nur immer delikate Bißchen verlangten, und machten sich noch überdieß bei andern verhaßt. Daher leide ich es bei meinen Kindern und Haußgenossen durchaus nicht, daß sie köhrisch sind, und gebe jeden den Rath: Gewöhne dich alles zu essen, was andern genießbar ist. Bekömmt man es in seinen Leben einst besser, ach, dann däucht es um so angenehmer; hat man es schlecht, je nun, so nimmt man auch vorlieb.

Was aber, sagte Fritz, manche Menschen für sonderbare Nahrungsmittel genießen, die bei uns gar nicht gewöhnlich sind, und vor denen man fast einen Abscheu haben möchte! So erzählte letzthin Herr Trauter, daß die Tataren, Chineser und andere Völker Pferde, Hunde, Katzen, gar Mäuse und Ratten äßen, die Grönländer, Kamtschadalen und Hottentotten ihr Ungeziefer. —

Beweißt dieses nicht, fuhr Liebreich fort, meine Behauptung: daß der Geschmack von der Gewohnheit und der Vorstellung abhängt, die man sich von einer Sache macht? Lebten wir unter den Arabern, so speißten wir ihre frischen, gebratnen gedörrten oder eingemachten Heuschrecken mit dem größten Appetit, das Manna wie Brod, das ihr jetzt nicht gern als Abführungsmittel nehmen wollt, und scheueten uns nicht, unsere Aschenkuchen aus der heißen Asche des Kameelmists herauszuscharren und zu verzehren. In China, Assem, Pegu kauften wir uns einen fetten Hund, schlachteten und äßen ihn mit eben der Freude, wie unsere Schweine, weil wir es nicht anders wüßten. Als Einwohner von Tunkin ließen wir uns mit Elephantenfleisch, großen fingerlangen Ameisen, Seidenraupen und Katzenbraten traktiren; so wie wir als Kalifornier Eulen, Fledermäuse, Mäuse, Ratten, Eidexen, Esel, Hunde und Katzen genössen. Auf Kongo hieben wir den großen giftigen Schlangen erst den Kopf ab, dann schmeckten sie uns so herrlich, als jetzt der fetteste Aal. Bei den Grönländern speißten wir Seehunde und Läu —

Höre auf, lieber Mann, rief Liebreichs Frau, und sogleich unterließ er dieses Gespräch.

Man nehme nur, sagte Heinrich, die Speisen, welche von vornehmen Leuten genossen werden. Ich bekam bisweilen von einem fürstlichen Koch etwas davon, allein ich konnte es nicht essen, und das waren Leckerbissen für sie. Austern, Schnepfendreck, Froschkeulen, Seespinnen, indianische Vogelnester, von denen er sagte, daß sie eine Art Schwalben in Ostindien aus Ueberresten ihres Unraths, Würmern und allerlei Harzen erbauten, desgleichen stinkendes Wildprett, und dergleichen, das alles wurde von ihnen genossen, weil sie von Jugend auf daran gewöhnt waren.

Hat doch, erwiederte Liebreich, schon in Deutschland fast jede Gegend ihre besondern Leckerbissen, aus denen andere sich lange nicht so viel machen können, als die dasigen Einwohner. Die Baiern tauchen ihr fettes Schweinefleisch noch in zerlaßnen Schmeer, der Westphälinger speißt seinen Pumpernickel zu seinen geräucherten Schinken, der Meklenburger, Hollsteiner, Pommer seine fetten geräucherten Gänse, der Märker und Brandenburger seine Rüben. Der Schwei-

zer isset seinen vortrefflichen Käse an vielerlei Gemüßen und Mehlspeisen, der Italiener seine Cervelatwürste, in welchen Parmesankäse, Rosinen und dergleichen gehackt ist. Er, so wie der Spanier, Portugiese und viele asiatische Völker, schmalzt seine Speisen fast alle mit Baumöl, wie wir mit der Butter. In Frankreich sollte mancher die Suppen kosten, zu denen zehnerlei Gemüße und Gewürze kommen. —

Leider, rief die gute Haußmutter, bringen sich aber auch oft so viele Menschen durch den Geschmack an Leckerbissen um Habe und Gut, guten Namen und gutes Gewissen.

Liebreich. Eben darum ist es Pflicht jedes vernünftigen Menschen seinen Geschmack zu beherrschen.

Bei diesen Worten sahe Fritz seine Schwester an, und flüsterte ihr zu: Weißt du nun, warum uns die Mutter oft Salz und Brod geben muß, ob sie gleich Butter im Schranke hat? Warum er uns, der Vater, bisweilen ermuntert, unserm Mittagsbrod freiwillig zu entsagen, und bloß mit Brode vorlieb zu nehmen?

Darum, nickte Minchen, müssen wir bisweilen fasten, damit wir an alles gewöhnt werden sollen.

Heinrich. Ich denke manchmal, wenn ich so einen Ausgewanderten aus Frankreich sehe: wie ihm zu Muthe seyn mag, da er es sonst so gut hatte, und jetzt aus Mangel sich kümmerlich behelfen muß!

Mutter Liebreich. Ja wohl, die armen Leute.

Liebreich. Wer kann denn aber wissen, wie es ihm in der Welt noch geh — —

Eilftes Kapitel.

Poch, poch! So schlug in diesem Augenblick jemand von außen an die Thür, daß die ganze Gesellschaft erschrocken von ihren Sitzen auffuhr; und indem riß es die Stubenthür mit Hastigkeit auf. Meister Friedrich trat herein, allein er sahe gar nicht so heiter und freundlich aus als gestern um diese Zeit, wo er diese Familie zum Spatziergang einladen wollte. Sein Gesicht glühte,

glühte, seine Augen rollten feurig im Kopfe herum, er verzog den Mund, das Gesicht, und ohne jemand zu grüßen, schoß er auf Liebreichen loß. Dieser, welcher im Anfang gar nichts böses ahndete, reichte ihm die eine Hand zum Willkommen, bot ihm mit der andern einen Stuhl an, und bat ihn zu Tische, doch, setzte er lächelnd hinzu, thue es ihm leid, daß er ihm nicht mehr anbieten könne; es habe allen so gut geschmeckt, daß nicht viel übrig geblieben. Friedrich warf einen zornigen Blick auf Liebreichen, seine Hände und Füße zitterten, und er antwortete mit stotternder Sprache: „Ich habe auch noch so viel, daß ich mich zu Hause satt essen kann, und hoffe ferner mit meinen armen Kindern leben zu können, ob es gleich Leute giebt, die mich um mein Brod und Verdienst bringen wollen."

Wohl ahndete nun Liebreich, was er damit sagen wollte, doch ließ er sich nichts merken. Das Mißverständniß, hoffte er, werde sich schon zeigen. Wie so? fragte er ganz gelassen. Aber Friedrich fuhr heftig auf, und antwortete: Ja, um Brod und Kunden will man mich bringen, verhungern, betteln, zum Thor hinaus soll ich mit meiner armen Frau und Kindern wandern; doch die Freude sol-

sollen meine Feinde nicht erleben; ich werde ein ehrlicher Mann bleiben. Aber schlecht ist's, sage ich, schlechte Leute sind's, die so etwas thun.

Liebreich. Das wäre auch schlecht, wer so etwas thun wollte. Wer hat Ihm denn etwas zu Leide gethan?

Friedrich. Er kann auch noch reden und fragen — Er ist's; Er ist mein Broddieb. Falscher Mann. Das hätte ich nicht gedacht. In's Gesichte thut Er immer so freundlich und liebreich, aber im Rücken handelt Er wie der ärgste Feind.

Liebreich. Wer? Ich? Ein Broddieb, ein falscher Mann? Und weswegen denn?

Friedrich. Hat Er mir nicht meine beste Kunde, Herr Streichern, abspenstig gemacht? He! Ist das auch recht? Nun kann ich mir es erklären, warum Er gestern nicht mit gieng, das war schon eine abgeredete Sache. O (rief er und ballte die Faust), das merke ich alles recht gut.

Liebreich. Wer hat Ihm denn das gesagt?

Friedrich. Wer? Wer? Herr Streicher selbst — meine Gesellen — die Nachbarsleute. — Wißt Ihr's nun?

Lieb-

Liebreich blieb immer noch ruhig. Das haben sie gelogen, oder Er hat es nicht recht verstanden.

Friedrich. Ich werde doch Ohren haben, mit denen ich höre, was gesagt wird! Da habe ich mir gestern einmal eine Veränderung machen wollen — man muß sich ja ohnehin plagen und martern, um ehrlich durch die Welt zu kommen, — meine arme Frau und Kinder müssen die ganze Woche inne stecken, da sollten sie auch einmal ein Vergnügen haben — ja ein schönes Vergnügen; theuer genug ist mir es zu stehen gekommen! Abends kommen wir nach Hauße, müde wie Jagdhunde, durchnäßt bis auf die Haut, krank, miserabel; nun erzählen mir noch die Gesellen, was unterdessen vorgegangen ist. Todt ärgern möchte man sich — Wie sie in voller Arbeit sind, kömmt Herr Streicher, und da die Kisten noch nicht alle fertig sind — man kann ja eine Sache nicht blasen, oder in der Geschwindigkeit so hinpfuschen, wie es manche Meister können! — (er blickte auf Liebreichen) so sagt er ihnen die Arbeit auf, geht von da zu Ihm, und Er nimmt sie mit den größten Freuden an.

Freund, rief Liebreich, man muß nicht so gleich ohne alle Untersuchung einen bösen Verdacht auf unschuldige Leute werfen! Er ergriff ihn bei der Hand, aber Friedrich riß sie loß und sagte: Ich mag nichts weiter von Euch wissen; aber ist das rechtschaffen gehandelt, seinen armen Mitmeister die Kunden wegnehmen?

Liebreich. Wie, wenn ich Ihm bewieß, daß alles Lügen sind? Sey Er doch nur vernünftig.

Friedrich. Was wär's? Lügen?

Liebreich. Beides. Seine Gesellen haben gefaulenzt, und ich habe Ihm keine Kunde weggenommen.

Friedrich. Meine Gesellen gefaulenzt?

Liebreich. Ja, in der Karte gespielt, Bier getrunken. Das weiß ich gewiß.

Friedrich. (Mit der größten Heftigkeit) Das red't meinen Gesellen ein andrer nach, aber kein rechtschaffener Mann. Das thun meine Gesellen nicht. Andrer Leute ihre mögen es wohl thun, aber das geht mich nichts an.

Er warf einen hämischen Blick auf Liebreichs Gesellen, und diesen war es auffallend. Sie sprangen auf, und fragten: Wen er meine?

Zum

Zum Glück schwieg Friedrich stille, Liebreich suchte sie zu besänftigen, und schickte sie in die Werkstatt, sonst hätte das größte Unglück entstehen können. Geht nur hin, sagte er, es wird sich schon ausweisen, wer ehrlich, und wer schlecht gehandelt hat.

Es soll sich auch ausweisen, und wird sich ausweisen, schrie Friedrich wie rasend, schlug mit geballter Faust auf den Tisch, stampfte mit den Füßen und geberdete sich fürchterlich — denn, daß Ihr es nur wißt, ich verklage Euch bei der Obrigkeit. —

Liebreich. Das will ich mir gefallen lassen, so kömmt doch die Wahrheit an den Tag.

Friedrich. Denn das ist doch abscheulich, nicht allein die Kunden abspenstig zu machen, sondern auch von den Fuhrleuten die Breter wegzukaufen, und sie übertheuer zu bezahlen, damit nur andere arme Meister nicht aufkommen sollen!

Liebreich. Wer hat denn das wieder gethan?

Friedrich. Ihr, Kerl! habt Ihr es nicht gestern mit dem Fuhrmanne und meinen bestellten Bretern so gemacht? Broddieb, Betrüger!

Was bin ich, Mann, fuhr jetzt Liebreich empfindlich auf! Was bin ich? Allerdings hat mir

gestern ein Fuhrmann, den ich nicht kannte, Holz verkauft, weil Ihr nicht zu Hauße waret, und ihn niemand bezahlen wollte, da doch der arme Mann Geld brauchte, und Ihr ihm ohnehin noch drei Laubthaler schuldig waret. —

Jetzt merkte Liebreich, daß seine Geduld vergehen, und er auch in der Folge heftig werden möchte. Er verließ also diesen aufgebrachten Mann, und gab ihm den Rath, sich erst genauer zu erkundigen, ehe er üblen Verdacht auf andere Menschen werfe.

Als Meister Friedrich sahe, daß er seinen Zorn an keinen Menschen mehr auslassen konnte, rasete er noch einige Augenblicke in der Stube auf und ab, warf die Stühle um, schlug wüthend auf den Tisch, und stieß eine Menge Flüche und Schwüre aus, wo er dem guten Meister Liebreich alles Böse wünschte. Dann riß er die Thür auf, gieng heraus, und schlug sie mit solchem Ungestümm zu, daß die Fenster klirrten. Endlich verließ er das Haus unter Drohungen und Fluchen.

Nun nahm er seinen Weg gerade zu Herr Streichern; allein da kam er übel an; denn dieser drohte ihm, sobald er nur im geringsten heftig

und anzüglich würde, zur Wache zu schicken und ihn zur Ruhe bringen zu lassen. Da wurde er geschmeidig, und nun stellte ihm Herr Streicher seine unverantwortliche Lüderlichkeit und Grobheit vor, und versicherte ihn: daß er in kurzem allen Verdienst verlieren und an den Bettelstab kommen werde, wenn er in seiner Lebensart so fortfahre. Jetzt schauderte Friedrich heftig zusammen. Er suchte sich zwar zu vertheidigen, und seine Fehler mehr auf andere oder auf Umstände zu schieben, allein Herr Streicher widerlegte und zeigte ihm augenscheinlich, daß er an seinem Verfall selbst schuld sey. Als endlich Friedrich ganz weich und gerührt wurde, erzählte ihm Herr Streicher den ganzen Verlauf der Sache, wie er es in seiner und hergegen in Liebreichs Werkstatt gefunden, was letzterer für ein fleißiger, geschickter und dabei redlicher und bescheidener Mann sey, bei dem man sich gar nicht wundern dürfe, daß sich seine Umstände von Jahr zu Jahr verbesserten. So sehr er ihn gebeten habe, seine Arbeiten künftig zu übernehmen, so habe er es ihn doch durchaus abgeschlagen, und nur erst durch dringendes Bitten versprochen, ihm, Meister Friedrichen, zu helfen, wenn er nicht fertig werden könnte.

Wie? rief Friedrich, und machte grosse Augen, das hätte Meister Liebreich gethan? und ich habe ihn in dem schlimmen Verdachte eines Broddiebes gehabt, ihn gescholten und auf das empfindlichste beleidiget?

Das hat Er gethan, antwortete Herr Streicher, und Er hat alle Ursache sein Unrecht wieder gut zu machen und sich zu bessern. Mit diesen und noch andern dringenden Ermahnungen entließ er ihn mit dem Versprechen, es noch eine Zeitlang mit ihn als seinem Kistenlieferanten zu versuchen, und wenn er künftig ein fleißiger, ordentlicher und bescheidener Mann würde, ihm die Arbeit zu lassen.

Zwölftes Kapitel.

Dieser Vorfall gieng Meister Friedrichen im Kopfe herum. Es reute ihm, daß er den guten Meister so übel begegnet hatte, er schämte sich seiner Aufführung, war unzufrieden mit sich selbst, und unentschlüssig; ob er zu ihm gehen

sollte,

sollte, oder nicht? Es fielen ihm so manche Auftritte ein, wo er sich durch seine aufbrausende Hitze die nachtheiligsten Folgen zugezogen hatte. Wie manchen braven Gesellen habe ich dadurch verlohren, sagte er bei sich selbst, daß ich ihn, wenn ich etwas im Kopfe hatte, ungestüm anließ, und grob behandelte; jetzt will keiner mehr bei mich in Arbeit treten. Die Lehrjungen laufen fort, die Mägde ziehen ab, weil sie es bei mir nicht aushalten können. Meine arme Frau muß gewaltig viel mit mir und meiner Hitze ausstehen, weil ich sie immer am meisten an ihr auslasse; meine Kinder fliehen mich, denn ich behandle sie oft wie ein Tyrann auf das grausamste. Wie viele Kunden sind von mir gewichen, weil ich immer trotzig und heftig auffuhr, wenn sie etwas an meiner Arbeit tadelten, und ihnen grob begegnete, wenn sie nach ihrer unvollendeten Arbeit fragten. Was habe ich mir in meinem Leben für Feindschaften zugezogen, wie viele Zänkereien und Schlägereien sind durch mich entstanden, weil ich sogleich empfindlich und heftig wurde, schimpfte und ausschlug, nichts ertragen, nichts unausgefochten auf mir wollte sitzen lassen. Wer ist mir denn von meinen Nach-

barsleuten noch gut? Niemand: aber bin ich nicht selbst schuld daran? Mit diesem habe ich mich gezankt, jenen geschimpft, den dritten grob behandelt, mit dem vierten einem Prozeß angefangen. Was habe ich nicht für Kosten und Strafen an die Obrigkeit bezahlen müssen, und was muß sie von mir denken? Muß mich nicht jedermann für einen unruhigen, aufbrausenden Menschen halten? Ach, wenn ich doch nur meine Hitze mäßigen könnte! Herr Streicher hat recht. Wenn ich mein zeitheriges Betragen und meine Lüderlichkeit so fortsetze, dann muß ich zuletzt zu Grunde gehn.

Unterdessen befand sich Liebreich in seiner Werkstatt und meiselte. Sich seiner Unschuld bewußt, war er ruhig, und konnte mit Gewißheit erwarten, daß, sobald Friedrich sein Betragen erfahren und ruhig untersuchen werde, die Sache zu seinem Vortheil ausschlagen müsse. Daß ihn dieser einen Broddieb und falschen Mann gescholten, kränkte ihn nicht, denn er dachte: Bist du es doch nicht! Andere Leute kennen dich besser, mag doch Meister Friedrich von dir denken was er will. Nur bisweilen schüttelte er den Kopf, wenn er sich an den Auftritt erinnerte,

nerte, und endlich sagte er: Ein zorniger Mensch ist doch ein fürchterlicher Anblick! Wie gräßlich der sonst so gut gebildete Friedrich aussah; wie die Wuth aus seinen Augen blitzte, wie er alles zu zerschmettern drohte! Zittern und beben möchte man vor solchen Wütrichen. Man muß sich nur wundern, daß sie nicht oft auf der Stelle vom Schlag gerührt werden. Das Blut strozt in ihren Adern und möchte sie zersprengen, alle Pulse schlagen mit größter Heftigkeit, alle Nerven sind in der heftigsten Spannung, der ganze Körper wird auf das erschrecklichste angegriffen und dieses muß ihn wenigstens langsam zerstören. Wie mag es in der Seele des Zornigen aussehen! Er kann die Sache gar nicht ruhig überlegen, noch nachdenken; sondern fühlt nur das vermeinte Unrecht, und denkt auf Rache. Er handelt nur nach dem Eindruck des gegenwärtigen Augenblicks, ohne die Folgen zu überlegen, die aus seinen übereilten Handlungen entspringen können. Daran denkt er nicht, daß es ihn im nächsten Augenblick schmerzlich reuen kann, in der Hitze zu weit gegangen zu seyn, wenn er vielleicht die Sache nachher von einer andern Seite hat kennen lernen.

Wenn ich mich nun auch zu gleicher Heftigkeit hinreißen ließ, dann konnte Mord und Todschlag entstehen.

Ja, Meister, rief Heinrich aus, wenn Er uns nicht zuredete, wir hätten ihn geprügelt, daß er den Himmel nicht erkennen konnte, und zum Hauße hinaus geworfen.

Liebreich. Und wäre die Sache dadurch abgethan, und besser geworden, oder nicht vielmehr noch zehnmal schlimmer? Nein, da ist mein Grundsatz dieser: Einem zornigen Menschen muß man nicht Heftigkeit, sondern ruhige Sanftmuth entgegen setzen, und ihm vieles zu Gute halten. So wenig ich es einem Menschen übel nehme, wenn er im hitzigen Fieber aufspringt, über mich herstürzt, mich schimpft und schmäht, eben so halte ich es dem zornigen Menschen zu gute, was er in der Hitze thut, denn beide sind ihres Verstandes nicht mächtig. Mit einer Art von künstlicher Kälte, wie manche es thun, oder mit spöttischer verächtlicher Behandlung wird auch nichts ausgerichtet, sondern man erbittert noch mehr, allein, wenn man so ruhig als möglich bleibt, nachgiebig ist, dem Zornigen bisweilen Recht giebt,

und ihn austoben läßt, dann erfolgt, wie auf jeden Sturm, Ruhe, und endlich Versöhnung. Getraut man sich es nicht zu, ruhig zu bleiben, so entferne man sich lieber.

Das ist, erwiederte Heinrich, meine Sache nicht. Wer mir grob kömmt, mich schimpft oder gar mir zu Leibe geht, der bekömmt seinen Theil auch wieder.

Ob das wohl recht ist, Heinrich? rief Liebreich, und sahe ihn dabei starr in das Gesicht. Er schlug die Augen nieder, denn er fühlte es, daß man so nicht handeln dürfe. Was würde aus der menschlichen Gesellschaft werden, wenn keiner dem andern etwas zu Gute halten wollte? Einer würde den andern zuletzt aufreiben. Nein, fuhr Liebreich fort, so wie man statt Oel lieber Asche in das Feuer werfen muß, so muß man auch den Zorn durch Ruhe besänftigen.

Heinrich. Wohl dem, der es kann, aber mein Temperament ist nun einmal so. Ich bin hitziger Natur.

Ei was Temperament, Temperament, fuhr Liebreich fort, damit könnte jeder böse Mensch seine Laster entschuldigen. Dafür hat uns der liebe Gott Verstand gegeben, daß wir durch ihn un-

unsere Temperamentsneigungen beherrschen und mäßigen sollen.

Heinrich. Das ist nicht möglich, Meister, in der Hitze ist man seiner nicht mächtig, da weiß man nicht, was man thut!

Liebreich. Dies ist eben das Unglück, darum sollte aber der Mensch seiner immer mächtig und bewußt seyn, sollte sich Mühe geben, jede Heftigkeit zu unterdrücken.

Heinrich. Da steckt der Knoten, wie das anzufangen ist.

Liebreich. So will ich Euch sagen, wie ich es gemacht habe, denn daß ich auch ein hitziges Temperament habe, kann ich nicht läugnen, aber eben darum hüte ich mich für Fleischspeisen, und genieße weniger davon als von Gemüßen und mildern Nahrungsmitteln; Fleisch giebt hitziges Blut. Fleischfressende Thiere sind gewöhnlich grausamer heftiger Natur. Ferner nehme ich mich vor erhitzenden Getränken, Koffee, Wein, Branntwein und vielen starken Bier in acht, um mein Blut nicht noch mehr zu erhitzen.

Christian. Lieber Meister, da ist Er sicher auf dem rechten Wege. Denn wenn entstehen die meisten Zänkereien und Schlägereien? Nicht

wahr,

wahr, wenn die Leute von starken Getränken erhitzt und benebelt sind?

Liebreich. Ferner habe ich bemerkt, daß man zu einer Zeit ärgerlicher, empfindlicher und heftiger ist, als zur andern, das kömmt meist von einer kränklichen Beschaffenheit im Körper her, und hier nehme ich meine Zuflucht zum Arzt.

Heinrich. Da hat Er recht. Wenn mir wohl ist, dann bin ich auch heiter, und es kann mir einer das Schlimmste zu Leide thun, ich bleibe doch ruhig. Bin ich aber unpaß, dann bringt mich eine Kleinigkeit auf.

Liebreich. Endlich vermeide ich Gelegenheiten, wo ich leicht zur Heftigkeit könnte verleitet werden; als öffentliche Gesellschaften, wo sich unruhige, leidenschaftliche Menschen, Spötter, zu Neckereien geneigte Leute befinden. Merke ich, daß mir es warm wird, daß ich empfindlich werde, so entferne ich mich, und fange dann, wenn ich durch andere beleidiget wurde, die Seelenkur in aller Stille und Einsamkeit an.

Heinrich. Und diese besteht?

Liebreich. Darinnen, daß ich vernüftig über den Vorfall nachdenke. Da findet sich dann gar bald, daß die Beleidigung lange nicht so wich-

tig ist, als man sich dieselbe im ersten Augenblick vorstellte. Daß der andere auch ein Mensch war, der sich hinreißen ließ, weil er vielleicht kränklich und ärgerlich war, oder von andern falsch berichtet, wohl gar aufgereizt wurde, keine gute Erziehung genossen hatte, und dergleichen. Daß wir ihm wohl gar Anlaß zu seinem Haß gaben, mit Vorsatz oder ohne unsere Schuld. So mußte es Meister Friedrichen allen Umständen, Berichten und dem ersten Ansehen nach allerdings vorkommen, als ob ich an ihm treuloß gehandelt hätte. Durch solche Ueberlegungen bringt man es dahin, daß man den Vorfall, der im Anfang so empfindlich für uns war, und uns wohl gar zu ähnlicher Heftigkeit veranlaßt hätte, von einer ganz andern Seite ansieht. Dem, welchen wir in der ersten Hitze ermordet hätten, ist man geneigt zu vergeben; dem, welchen wir für unsern ärgsten Feind hielten, lernen wir wenigstens nur als schwachen Menschen, oft als Freund kennen, ja bisweilen wohl gar als einen edlen Mann, der es wagte uns Fehler zu entdecken, die uns freilich im Anfang empfindlich waren; oder der über einer sehr menschenfreundlichen That, die er verrichtete, uns in den Weg treten mußte, den also seine Pflicht

auf-

auffoderte etwas zu thun, das uns gerade unangenehm war u. dgl. Ueber die Schimpfreden und Kränkungen sind wir im Stande zu lächeln; denn was sind sie oft? Worte die nichts sagen wollen; Vorwürfe, die uns nicht treffen. Der, den wir in der ersten Aufwallung bei der Obrigkeit verklagt, und uns gefreut hätten, wenn er gestraft worden wäre, wird von uns im Herzen bemitleidet. Nun sind wir nur froh, daß wir uns nicht durch ähnliche Mißhandlungen entehrt, und nichts unternommen haben, wo wir zu weit gegangen wären, und üble Folgen bereuen müßten.

Heinrichen standen Thränen in den Augen, er empfand es, wie wahr, wie heilsam diese Vorschläge waren. Ach, sagte er, wenn ich es doch so weit bringen könnte, wie glücklich wäre ich! Aber ich will mir würklich alle Mühe geben; denn so hitzig ich auch bin, so bin ich doch schon in der andern Minute wieder gut, und theilte das Herz im Leibe mit dem andern. Es reut mich auch oft, aber was geschehen ist, ist freilich geschehen.

Liebreich. So sind alle die hitzigen Leute, wenn sie ausgetobt haben, dann sind sie wieder so gut, oft zu gut, und gäben alles darum,

was sie haben, um ihr Unrecht wieder gut zu machen. Allein was hilft dann das Gutseyn? Wenn ich jemanden in der Hitze tod geschlagen hätte, würde er davon wieder lebendig? Würde es den gesund machen, den ich endlich durch täglichen Gram oder Aerger über meine Heftigkeit krank gemacht hätte, daß ich heiße Thränen der Reue auf seine abgezehrte Hand weinte? Kann ich dem, welchen ich durch meine Schmähungen, Vorwürfe und Schimpfworte bei so Manchen in einen üblen Ruf brachte, durch alle Ehrenerklärungen, alles Abbitten, alles Geld seine gekränkte Ehre, seinen guten Ruf wieder herstellen, und seinem Harm darüber vergüten?

Ich denke, erwiederte Heinrich, wenn ich älter werde, und mein Blut kühler geworden ist, dann soll sich vieles geben.

Liebreich. Freund, dann ist es aber auch keine Tugend mehr. Wenn der Dieb im Gefängniß nicht mehr stiehlt; der Schwindsüchtige nicht mehr unmäßig ist, der schwache Greiß sich nicht mehr prügelt, der, den der Schlag die Zunge gelähmt hat, nicht mehr flucht oder lästert, dann darf man doch wohl nicht sagen: Ei, haben sich diese Leute nicht gebessert! Wenn aber einer bei

völ-

völliger Freiheit, bei so vielen Veranlassungen, aus eigner Ueberlegung, mit manchem Kampf, mancher Mühe, seine Lieblingsneigungen beherrschen, seinen Temperamentsfehler mäßigen lernt, das ist Tugend.

Poch, poch, klopfte jemand jetzt ganz leise an die Thür. Herein! Da trat Meister Friedrich niedergeschlagen und langsam in die Stube. Schon vor der Thür hatte er seinen Hut abgenommen; den er diesen Mittag immer auf dem Kopfe behalten. Reue, Wehmuth, Besorgniß war in seinem Gesichte ausgedrückt. Er grüßte alle die Anwesenden und gieng dann mit aufgehobener Hand auf Liebreichen loß. Wird Er mir wohl vergeben, Freund? sagte er mit weicher Stimme, ich habe Ihm viel Unrecht angethan.

Liebreich sahe ihn ruhig an, und sagte: Jetzt nicht.

Da fuhr Friedrich zusammen, und fragte: Warum nicht?

Liebreich. Weil ich Ihm schon vor einer Stunde vergeben habe. Freund (er ergriff seine Hand), ich warte nicht erst, bis der andere kömmt und mir die zugefügte Beleidigung abbittet, sondern vergebe es ihm bald in meiner Seele, suche

das Vorgefallene zu vergessen, und gebe mir Mühe, ihn wieder zu lieben. Das habe ich mit Ihm schon zuvor gethan, und brauche es also jetzt nicht.

Vortrefflicher Mann, rief jetzt Friedrich aus, wie beschämt mich Seine Sanftmuth und Versöhnlichkeit. Schon habe ich Seine Ruhe und Sanftmuth bewundert, durch welche er meinen Zorn mäßigte, und die so groben Beleidigungen ertrug. Jetzt werde ich durch Seine Versöhnlichkeit gerührt, da ich Ihn geneigt finde, die Beleidigungen zu vergessen, und mich nicht zu hassen, ja mir sogar verziehen hat, ehe ich Ihm das Unrecht abgebeten. Wie weit stehe ich zorniger Mensch unter Ihm! Aber ich will mich durch Sein Beispiel bessern lassen.

Kurz, Friedrich wußte nicht, wie er sich austhun wollte, und versicherte, daß er nun die Sache in einem ganz andern Lichte betrachte, und ihn für den redlichsten Mann erkennen müsse. Liebreich äußerte lächelnd, daß er dieses im voraus habe vermuthen können, und eben dies gute Gewissen, sagte er, macht es uns leicht, die Beleidigungen zu ertragen und zu vergeben. Er erzählte ihm hier-

hierauf den ganzen Vorgang mit Herr Streichern sowohl als dem Fuhrmanne und wiederholte seinen Vorschlag, ihm die Breter für den Einkaufspreiß zu überlassen, und ihm an den Kisten zu helfen, damit er Herrn Streicher als Kunde erhalten könne.

In der That gereichte dieser Vorfall dazu, daß Meister Friedrich mit der Zeit in vielen Stücken ein ganz andrer Mann wurde.

Dreizehntes Kapitel.

Nach einiger Zeit hätte der gute Meister Liebreich ganz ohne seine Schuld recht unglücklich und ein armer Mann werden können. Es konnte ihm sein Hauß und alles verbrennen, wenn das Unglück nicht noch zeitig wäre entdeckt worden. Als er nämlich eines Abends, kurz vor Schlafgehen, Fritzen noch einmal hinunter in die Küche schickte, um ihm ein Glas Wasser zum Schlaftrunk und Ausspülen des Mundes zu holen, kam dieser erschrocken zurück, und bat seinen

Vater heraus zu kommen. Es sey ihm in der Dunkelheit gewesen, als ob er Rauch in den Augen gespürt, auch rieche es wie versengt und brennrich. Dem Vater war diese Nachricht befremdend. Wo sollte denn der Rauch herkommen, da seit Mittag kein Feuer nirgend war angezündet worden; das konnte nicht von rechten Dingen zugehen, es mußte irgendwo Feuer verwahrloset worden seyn. Die ganze Gesellschaft gieng heraus, und alle versicherten, es sey Rauch da, und rieche so brennrich, als ob alt Holz glimme. Nun suchte man überall, in der Küche, in dem Verschlag, wo die Hobelspäne aufgeschüttet wurden, allein man entdeckte nichts. Je näher man aber der Werkstatt kam, desto stärker spürte man den Rauch. Hier mußte es also seyn, und als man behutsam die Thür öffnete, kam ein dicker Rauch entgegen gequollen. Kaum traten sie hinein, als sie in der Ecke bei der einen Hobelbank einen Haufen glimmender Säge und Hobelspäne entdeckten. Durch feuchte Asche, nasse Säcke und aufgegoßnes Wasser wurde es sehr bald gelöscht, und zum Glück hatte es weder die Dielen noch Balken der Stube ergriffen. Gleichwohl brauchte Liebreich die Vorsicht, und verordnete,

daß

daß wechselsweise diese Nacht gewacht werden solle, wozu sich alle seine Leute bereitwillig finden ließen.

Nun möchte ich aber wissen, sagte er, wie das Feuer dahin gekommen ist? Von sich selbst kann es sich doch nicht entzündet haben? Aber niemand wollte es wissen. Wer hat denn heute am meisten an dieser Hobelbank gearbeitet? Christian hieß es; und Christian wurde roth, ohne gleichwohl etwas zu gestehen. Gewiß habt Ihr über der Arbeit Tabak geraucht, und es ist glimmender Schwamm oder Feuer aus der Pfeife gefallen, denn dadurch ist schon manches Unglück entstanden; oder Ihr habt wohl gar den glimmenden Bodensatz in die Späne geklopft, wie ich diese Unart auch bei manchen Gesellen mehrmals gefunden habe. Doch Christian leugnete es. Es könne, meinte Heinrich, auch wohl von Jakoben seyn verwahrloset worden, denn als dieser den Leimtiegel gebracht habe, hätten noch einige Feuerfunken an den Füßen desselben gehangen, welche er herunter geschleudert. So? rief Jakob weinend, nun soll es auf mich kommen; und Ihr habt Euch doch diesen Abend gebalgt, und das Licht herunter geworfen. —

Jetzt kam es heraus, daß Fritz ein Stückchen Licht auf die Hobelbank aufgeklebt, dann zum Vergnügen Hobelspäne angebrannt, und sogenannte Tressenhüte und goldne Ringe durch schnelles Herumdrehen gemacht hatte. Die Gesellen hatten sich gebalgt, waren hieher getaumelt, hatten Fritzen angerennt, diesem war das Licht in die Späne gefallen, wo es schien ausgegangen zu seyn, aber vermuthlich gezündet hatte.

Da haben wir es ja, rief Liebreich, auf eine von diesen Arten ist das Feuer entstanden, einer von Euch vieren hat es verwahrloset. Wer wird denn ein Licht an Orte hinsetzen, wo brennbare Sachen in der Nähe sind? Wer wird denn mit dem Feuer spielen? Und warum untersuchtet Ihr denn nicht genau nachher, ob nichts entzündet worden? Ist das nicht doppelte Unvorsichtigkeit? So geht es immer: Durch Unvorsichtigkeit mit Feuer und brennbaren Dingen entstehen die meisten Feuersbrünste, durch welche oft so viele Menschen unglücklich werden!

Liebreich stellte sich das Unglück lebhaft vor, das ihm begegnen konnte, und wurde sehr gerührt. Sein Hauß, seine Werkstätte, seine theu-

theuren Werkzeuge, durch welche er seine Familie ernährte, konnten in einen Aschenhaufen verwandelt werden. Wenn das Feuer des Nachts ausbrach, schnell und unbemerkt um sich griff, so konnten ihre Kleider und Habseligkeit ohne Rettung verbrennen, und sie wohl gar selbst, zumal da sie in dem obern Stockwerk schliefen, wo sie sich schwerlich retten konnten, wenn der untere Theil des Haußes in Flammen stand. Ein Sturmwind konnte das Feuer verbreiten, eine Menge Nachbarshäußer, wohl gar einen großen Theil der Stadt verzehren, und viele hundert unschuldige Familien, durch die Unvorsichtigkeit einiger, arm und unglücklich werden; mancher konnte über den Rettungsanstalten um sein Leben kommen oder verletzt werden, mancher durch den plötzlichen Feuerlärm erschrecken und auf seine Lebenszeit siech und elend werden! Wie groß müsse dann nicht der Vorwurf seyn, den man sich in seinen Gewissen machen würde, wenn man Schuld an dem Unglück so vieler Menschen geworden wäre!

Alle versicherten, daß sie künftig sehr vorsichtig seyn wollten, und betheuerten, daß sie es nicht mit Vorsatz gethan hätten.

Das glaube ich wohl, antwortete Liebreich. Das müßte auch ein äußerst verruchter und abscheulicher Mensch seyn, der aus Rache und Boßheit ein Mordbrenner werden könnte. Ein solcher ist daher auch werth, ohne alle Gnade von der Obrigkeit um sein Leben gebracht, wenigstens auf Lebenszeit angefesselt zu werden, damit er nicht noch mehr Unheil anrichtet. Man muß aber auch stets die größte Vorsicht mit Feuer beobachten, um nicht durch Verwahrlosung Unglück anzurichten.

Es wurde hierauf noch vielerlei gesprochen, wie man sich bei einem entstandenen Feuer zu verhalten habe. Wie wohlthätig Brandassekuranzen in einem Lande, und überhaupt wie nöthig und nützlich gute Löschungsanstalten an einem Orte wären, wodurch manches Unglück vermindert werden könne, und wie sehr es die Pflicht eines jeden Menschen sey, solche Feueranstalten zu befördern, und zur Rettung beizuspringen.

Vor zehn Jahren, erzählte Heinrich, brannten in unserm Orte zwei und zwanzig Häuser ohne die Scheuren voll Früchte und Ställe voll

Vieh ab, weil die Kinder armer Leute sich in Abwesenheit der Eltern Oelplätzchen buken, und die Flamme das Oel ergriffen hatte. Die Kinder laufen für Schrecken fort, darüber greift die Flamme um sich, schlägt an das niedrige Strohdach, und im Augenblick stand das Haus in lichten Flammen.

Christian erzählte, daß es in seiner Kindheit in einem Jahr dreimal in seinem Orte gebrannt habe. Einmal bei einem Geizhalse, der aus Geiz seinen Ofen nicht habe reinigen, und seinen baufälligen engen und gefährlichen Schornstein nicht habe ändern lassen, wo sich der Glanzruß entzündet habe, so daß er nun um seine ganze Habe gekommen sey. Das andere mal habe eine Magd Fett am Feuer gebraten, und sey davon gegangen. Als sie zurück kömmt, hat die Flamme das Fett ergriffen und die ganze Küche ist voll Feuer. Anstatt Asche oder eine andere das Feuer dämpfende Sache in den brennenden Tiegel zu schütten, gießt sie Wasser hinein, und nun fährt das Feuer mit fürchterlichen Sprühen herum, die Esse hinauf und entzündet. Das dritte mal will eine alte Frau Flachs beim Ofen dörren, und dieses ist doch mit Recht verboten, eben weil so leicht Unglück da-

durch entsteht. Kurz, der Ofen zündet den Flachs an, und das Hauß brennt ab.

Als ich in Straßburg arbeitete, erzählte Liebreich, erstickte und verbrannte sich ein dortiger Student, welcher die üble Gewohnheit hatte, des Nachts beim Lichte in seinem Bette zu lesen und Tabak zu rauchen. Entweder die brennende Pfeife war in das Bettstroh gefallen, oder das herunter gebrannte Licht hatte, da der Student darüber eingeschlafen war, das Betttuch, die Vorhänge, und die dabei befindlichen Sachen ergriffen. Dann, als ein Nachbar, der das Feuer gewahr wurde, Lärm machte, und man die Stube aufbrach, war der Student erstickt und seine Haut verbrannt. Eben so entstand in einer Stadt ein Feuer bei einer Frau, welche in der Nacht während eines Gewitters eine geweihte Wachskerze angebrannt hatte, und ebenfalls darüber ganz unbesorgt eingeschlafen war. Auch erinnere ich mich, in der Deutschen Zeitung und andern Büchern, mancher solchen Vorfälle. Im Jahr 1789 steckte eine kranke Frau in der Fieberhitze zu Ebersdorf bei Chemnitz ihr Baurengut an, weil man sie nicht gehörig bewacht hatte. Im Jahr 1784 wollten einige Matrosen auf einem Schiff heim-

lich Liqueur aus einem Fässe stehlen, sie setzen ein Licht auf einen Balken, dies fällt herunter, entzündet den Branntwein, und das ganze Schiff fliegt in die Luft, hundert und etliche zwanzig Menschen kamen dabei um ihr Leben.

Auch ohne mit Feuer selbst unvorsichtig umzugehen, kann man Gelegenheit zu solchem Unglück geben, wenn man feuchtes Heu, Getraide, Flachs, Hanf und dergleichen Früchte einbringt, und fest aufeinander häuft, wo es sich nach einiger Zeit von sich selbst, durch eine Art innerer Gährung, entzündet. Mit Theer eingestrichnes Seegeltuch, zusammengeballte Wachsleinwand, gerathen ebenfalls erst in ein glimmendes Rauchfeuer, und dann, wenn einige Luft hinzukömmt, in lichte Flammen. Ferner Kleien, Schießpulver, Möhren, Scorzonerwurzel, Cichorienkaffee und dergleichen. Man sollte daher solche Sachen nie gepreßt in leinenen Säcken, Schachteln und dergleichen an Orte hinsetzen, wo sie sich entzünden, oder durch ihre Entzündung Feuer verbreiten können, sondern sie nie eher aufbewahren, bis sie sorgfältig von der Luft getrocknet sind. So hatte einst einer ein Mäschen Kleien zu irgend einen Gebrauch auf Kohlen erwärmt, und zufäl-

lig wird diese am andern Tage, wo sie völlig erkaltet war, auf eine heiße Bratröhre gesetzt, worinnen gebraten worden. Hier entzündet sie sich, und fängt zu glimmen an. Wäre diese nicht in einem irdenen Gefäß gewesen, oder an einen Ort hingesetzt worden, wo sie ihre Gluth andern brennbaren Dingen mittheilen konnte, so gab es sicher eine Feuersbrunst, und niemand wußte: woher? Ein Edelmann hatte eine Portion Schießpulver in einem wohlverwahrten Kästchen auf den Ofen gesetzt, um es zu trocknen, welches er in seinem Leben oft gethan hatte, ohne daß jemals ein Unglück entstanden war, daher er leider immer sichrer wurde. Gleichwohl entzündet sich dieses einst, da er eben in diesem Zimmer in seinem Lehnstuhle sitzt, und zerschmettert Thüren, Fenster, Schränke, schlägt einige Wände weit in den Hofraum hinab, doch ohne ihn selbst zu verletzen, allein sein Schloß wird ein Raub der Flammen. Im Jahr 1790 hatte ein Materialist in Magdeburg eine große Menge Eichorienkaffee mahlen, und sogleich, da er vermuthlich vor dem Mahlen etwas angefeuchtet, und nachher durch das Reiben in der Mühle erhitzt war, ohne ihn zu lüften in Fässer zum Versenden fest einpacken

las=

lassen. Dieser entzündete sich in der Nacht, und verursachte eine Feuersbrunst, welche fünf Häuser und eine große Menge Waaren, über hundert tausend Thaler an Werth, verzehrte.

Wundern muß man sich beinahe, daß bei der oft so unverantwortlichen Nachlässigkeit vieler Menschen mit Feuer, Licht, Tabakspfeifen, Laternen in Viehställen, und denen so gefährlichen als der Gesundheit schädlichen Kohlentöpfen, Wärmsteinen, Feuerstübchen und dergleichen Dingen nicht noch mehr Feuer entsteht, als gleichwohl öfters geschieht.

Wo habe ich es doch gehört oder gelesen, sagte Fritz, daß die Sonne einst durch eine Fensterscheibe gezündet hat. Mir däucht, so war der Fall. Auf einem Guthe steht etwas entfernt vom Wohnhauß ein altes Gebäude mit etlichen Zimmern, in welchen so runde Fensterscheiben sind, wie sie sonst gewöhnlich waren. Die Wirtschafterin, welche bloß allein den Schlüssel dazu hat, und welche diese Zimmer zu ihren Vorathskammern benutzt, legt unter andern einst gehechelten Flachs auf einen Tisch in eine dieser Kammern. Eben muß es treffen, daß die Sonne gerade vor die Fensterscheiben scheint, und eine von diesen

Fensterscheiben muß wie ein Brennglas beschaffen gewesen seyn, denn kurz, der Brennpunkt fällt gerade auf den Flachs und zündet ihn an. Zum Glück wird man das Feuer noch zur rechten Zeit gewahr, um es zu unterdrücken.

Stand doch, versetzte Liebreich, vor einiger Zeit ein ähnlicher Fall im Reichsanzeiger, wo ein Herr auf einmal in seinem Zimmer einen Rauch gewahr wird, ohne zu wissen woher? Bei genauer Untersuchung findet es sich, daß die Sonnenstrahlen durch sein Fenster in eine Glasbouteille mit Wasser gefallen, und so, wie durch ein Brennglas den Vorhang angezündet haben.

Hast du uns, rief Fritz, nicht ohnlängst aus der deutschen Zeitung gelesen, daß ein Frauenzimmer so unglücklich gewesen ist, und sich verbrannt hat? Ja, ja Vater, so war es. Das Frauenzimmer steht am Herde und kocht, hat ein großes Saloppentuch um sich, und ein leichtes weißbaumwollenes Kleid an. Das Feuer ergreift dieses flatternde leichte Gewand, sie läuft aus der Küche, durch den Luftzug vermehrt sich das Feuer, und breitet sich über ihren ganzen Körper aus. Ein Stubennachbar, den sie um Hülfe ruft, sieht sie in lichten Flammen, ergreift einen

Besen, will das Feuer abstreifen, und die Kleider mit ihrer eignen Haut fahren herunter, unter den heftigsten Schmerzen ist sie, däucht mir, an ihren Brandwunden gestorben.

So wurden noch mancherlei Unglücksfälle zur Warnung erzählt, und als man hoffen konnte, daß diese gegenwärtige Gefahr ganz vorüber seyn werde, begab sich die übrige Gesellschaft, den wachhabenden Gesellen ausgenommen, zu Bette. Liebreich konnte für Sorgen lange kein Auge zu thun, und alle versicherten am Morgen, daß sie sehr unruhig geschlafen hätten.

Vierzehntes Kapitel.

Von diesem Schrecken hatte die gute Mutter und Minchen nichts empfunden. Sie hatten sich beide etwas früher zu Bette gelegt, um desto eher wieder aufzustehen, damit die lieben Haußgenossen beim Aufstehen immer ihr Frühstück bereitet fänden, und da das Feuer keine Gefahr hatte, so waren sie von dem zärtlichen Vater

nicht aufgeweckt worden. Allein wie erschraken sie am Morgen, als sie die Spuren von Asche und Wasser überall fanden, und nachher den Vorfall erfuhren. Lieber Gott, sagte die gute Mutter, und faltete die Hände, wie leicht könnte uns so manches Unglück begegnen, ohne daß wir es vermutheten, wenn du es nicht noch zur rechten Zeit entdecken und abwenden ließest! Wir hatten uns so ruhig und sorgenlos niedergelegt, und hätten leicht das letztemal unter unserm Dach in unsern Betten schlafen können!

Wer hat es dann, fragte sie nach einiger Zeit, zuerst entdeckt?

Liebreich. Fritz hatte zuerst den Rauch gerochen.

Sieh da, rief Minchen, so ist doch der Geruch auch oft gut. Ich habe manchmal geglaubt, daß wir ihn am ersten entbehren könnten, zumal da man oft so vieles riechen muß, das Ekel erweckt.

Ei, rief Fritz, der Geruch wird uns ja gut seyn, sonst hätte ihn uns der liebe Gott nicht gegeben. Noch unentbehrlicher ist er den Thieren,

und daher auch bei vielen außerordentlich stark, so daß sie ihre Nahrung in der Dunkelheit und größten Entfernung wittern. Man nehme nur den Hund, der findet durch ihn die Spur seines Herrn und verfolgt sie viele Meilen weit; er geht der Spur eines Rehes, Haasens oder sonst eines Thieres auf das genauste bis zu seinem Lager nach. Die Katze, der Fuchs und viele Thiere wittern ihren Raub vortrefflich. Durch die Stimme und besonders durch den Geruch unterscheidet das Lamm seine Mutter unter der ganzen Heerde, und jedes Thier wittert sein Junges.

Liebreich. Und unterscheidet meist dadurch, was ihm als Nahrungsmittel schädlich oder gesund ist. Daher beschnobert jedes Thier erst alles sehr genau, ehe es zu fressen beginnt. Wirf du dem Hunde Fleisch hin, wovon ein kranker oder toller Hund gefressen, oder woran sonst ein ander Thier genagt hat, es rührt dasselbe beim größten Hunger nicht an. Dazu haben wir nun zwar den Geruch eben nicht nöthig, weil wir Verstand besitzen, durch welchen wir erfahren, was uns gut oder schädlich ist, allein da er selbst mit dem Geschmack gewissermaßen verbunden ist,

so befördert er auch für uns dieses sinnliche Vergnügen.

Fritz. Das ist wahr, das habe ich letzt empfunden, als mir mein Leibessen so kräftig entgegen roch. Es war, als schmeckte ich es schon.

Heinrich. Daher hat man beim Schnupfen, wo man weder schmeckt noch riecht, so wenig Lust zum Essen, und auch so wenig Freude daran.

Liebreich. Weil Geruch- und Geschmacknerven von Schleim, Schärfe und Unreinigkeit überzogen sind. Selbst die Nase, das Werkzeug unsers Geruchs, hat seine wohlthätige Bestimmung. Sie giebt unsrem Angesicht nicht allein ein besseres Ansehen, beschützt von der einen Seite das Auge, sondern sie ist auch der Kanal, durch welchen die Schärfe und der Schleim, den das Blut im Gehirn und Kopfe absetzt, leichter abgeführt wird. Ein heilsamer Wink auch diesen Theil stets rein zu halten. Es erregt einen ekeln Anblick, unterbricht den Geruch, hindert die Sprache, indem die Luft durch die verstopfte Nase weder ein noch ausgehen kann, und nöthigt uns zum Aufsperren des Mundes, welches ein widriges Ansehen giebt.

Minchen. Wenn man nur nicht so manchen Gestank riechen müßte. —

Liebreich. Liebes Kind, wer das Gute genießen will, muß sich auch das damit verbundne und unvermeidliche Unangenehme gefallen lassen. Ueberdies ist auch diese Einrichtung sehr heilsam. Der unangenehme Geruch soll uns einen Wink geben, uns von Orten zu entfernen, wo wir eine faule und schädliche Luft einathmen würden, und dafür zu sorgen, daß die Luft um uns stets rein und gesund sey. Du bist z. B. an reine frische Luft gewöhnt, dir wird es unmöglich seyn, dich lange an faulenden Sümpfen, in dumpfen, modrigen Wohnungen, oder in Zimmern aufzuhalten, wo die Luft durch tausenderlei schädliche Ausdünstungen verpestet ist, weil du nicht allein eine gewisse Unbehaglichkeit an deinem Körper, beschwerliches Athemholen, Hitze und Wallung im Blute, Aengstlichkeit und Uebelkeit spüren, sondern auch einen unangenehmen Geruch empfinden wirst, der dir zuletzt unausstehlich wird, bis du dich entfernest. Hat dir also dein Geruch nicht etwas Gutes gerathen?

Minchen. Nur gut, daß es Räucherpulver giebt, und Wachholderbeeren, Spiritus und dergleichen wohlriechende Dinge.

Liebreich. Mit dem Räucherpulver und dergleichen Dingen ist es so eine Sache. Sie erquicken zwar durch ihren angenehmen Geruch, allein sie verbessern die schädliche Luft nicht und schaffen sie auch nicht fort. Sie wickeln gleichsam nur die übelriechenden Dünste ein, damit sie nicht so unangenehm auf unsern Geruch würken, sondern von dem stärkern und bessern unterdrückt werden. Besser mag dieses allenfalls noch durch das Räuchern mit Weinessig auf glühendem Eisen, mit Pech und dergleichen geschehen, wodurch die Luft, besonders in Krankenzimmern, in der That unschädlicher gemacht wird.

Christian suchte bei dieser Gelegenheit seine Schnupftabacksdose, klopfte an derselben, öffnete sie, nahm ein Prieschen zwischen die Finger, führte es zur Nase und sagte: Da ist doch nichts besser, als ein Prieschen Schnupftabak, der giebt einen guten Geruch und vertreibt den bösen Gestank, reinigt das Gehirn und stärkt die Lebensgeister.

Liebreich lächelte herzlich über diesen natürlichen Einfall, und meinte: Es komme ihm eben so vor, als wenn einer ein Schächtelchen voll Rhabarber oder sonst ein abführendes Salz bei

sich

sich tragen, mit unter ein Löffelchen voll einneh=men und sagen wollte: Es sei nichts gesünder als dieses, denn es löse den Schleim im Magen auf, schaffe gelinde Oeffnung, wickle die Schärfe ein und mache guten Appetit. Denn der Schnupf=tabak sey nichts anders, als ein Laxiermittel für die Nase, in welcher ein Reiz erweckt werde, durch welchen der Schleim desto eher abgehe. Er schwäche aber eben so gut, wie alle starkrei=zende Mittel, die Nerven, verstopfe die zarten Gefäße des Kopfs, und müsse daher von Zeit zu Zeit in stärkern Portionen genommen werden, wenn er würken sollte. Ich für meinen Theil, fuhr er fort, will es niemanden rathen, sich ihn als Bedürfniß anzugewöhnen, denn ich habe Leute gekannt, die ohne ihn nicht leben konnten, und fast krank wurden, wenn sie ihn entbehren muß=ten; auch verstopft er oft die Nase so sehr, daß ebenfalls die Sprache darunter leidet; ja es ist bisweilen ein widriger Anblick, wenn, besonders bei Alten, im Winter die Nase vom braunen Safte triefet.

Und die Schnupftücher, rief Mutter Lieb=reich, die sehen aus — Christian wollte dies lange nicht gelten lassen, sondern meinte: Er sey

gut

gut für Flüsse, böse Augen, Kopfschmerzen und vielerlei Zufälle.

Je nun, fuhr Liebreich fort, wenn einmal Flüsse, rothe Augen und dergleichen in der Welt seyn müssen, so mag auch der Schnupftabak bleiben. Mein Glaube ist aber der, daß eines so wenig nothwendig ist, als das andere, und daß man beides Umgang haben kann. Gesetzt auch, daß er bisweilen für manche Zufälle recht heilsam ist, gut; dann, so sollte man ihn also auch nur als Arzneimittel brauchen, und ihn weglassen, so bald er das Uebel gehoben hat.

Heinrich. Es ist auch immer ein Zinß mehr für den Beutel.

Hm, sagte Christian, was ist es denn, wenn ich auch alle zwei Tage höchstens für fünf Pfennige brauche, und dies bei jetzigen theuren Preisen, das ist den Tag fünf Heller. Und beträgt jährlich — Fritz rechne es einmal aus —

Fritz rechnet. Beträgt 3 rthl. 4 gr. 1 pf.

Liebreich. Ist denn das so eine Kleinigkeit, und kann man dieses Geld nicht nützlicher verwenden? Wie wohlfeil kann ich meinen Geruch auf das angenehmste befriedigen, wenn ich den Wohlgeruch einer Nachtviole und hundert andeerer

rer duftenden Blumen einziehe. Selbst die reine Luft hat eine Art von Wohlgeruch für mich. Wie süß und doch wie verschieden sind die Düfte des mancherlei Obstes, der Blumen, der Speisen, und so vieler wohlriechenden Dinge in der Natur. Gewiß, ein guter Geruch gehört auch mit unter die sinnlichen Freuden des Lebens!

Minchen öffnete das Fenster, vor welchem Liebreich auf einem Brete eine Menge Levkojen, Lak, Nachtviolen, Resetten, Basilikum und andere Blumenstöcke stehend hatte. Ein lieblicher Wohlgeruch drang in die Stube; und die Kleine äußerte ihren Wunsch, diese Gewächse doch lieber in das Zimmer zu setzen, um ihre Düfte immer zu genießen; aber Fritz belehrte sie, daß diese Gewächse der freien Luft gewohnt, in einem verschlossenen Zimmer nicht gedeihen, und aus Mangel an frischer Lebensluft zuletzt selbst am Geruch abnehmen würden, ja, daß alsdann diese Wohlgerüche durch die Gewohnheit gleichgültig würden, und Liebreich fügte noch hinzu, daß es sogar schädlich sey, weil solche stark duftenden Blumen die Nerven zu sehr reizten und angriffen. Man habe Beispiele, daß Personen, welche Maien,

blühende Linden, Jasmin, Basilikum und dergleichen Pflanzen in ihren Schlafzimmer gehabt, in Ohnmachten gefallen, sogar vom Schlag gerührt worden wären, wenigstens Kopfschmerzen, Uebelkeiten und mancherlei Zufälle bekommen hätten, indem die meisten Pflanzen, besonders des Nachts, eine schädliche Stickluft aushauchten.

Da horchte Heinrich und sagte: Nun kann ich mir es also auf einmal erklären, wovon ich vorigen Sonntag den Schwindel, das Kopfreißen, und die Uebelkeit bekam, ich hatte auf unserer Herberge in einer Jasminlaube gesessen.

Funfzehntes Kapitel.

Mann, lieber Mann, komm geschwind heraus, rief jetzt Mutter Liebreich zur Thür herein. Es hält eine Kutsche mit einem vornehmen Herrn bei uns. Liebreich gieng, und in der Haußfluhr kam ihm ein angesehner Herr entgegen, den er nicht kannte. Liebreich war sehr höflich und bescheiden und bat ihn hereinzutreten.

Der Edelmann — es war der Herr von Sommerstein, welcher das Dorf und Ritterguth in Thalbach besaß — war ebenfalls sehr herablassend, und ohne sich aufzuhalten, fragte er: Ob Er Meister Liebreich sey? Als Liebreich es bejahte, erwiederte der Edelmann. Er sey vom Herrn Streicher an ihn gewiesen worden, der ihn als einen geschickten und redlichen Mann geschildert habe. Da er nun auf seinem Guthe mancherlei verfertiget haben möchte, so wolle er ihn bitten, ehestens zu ihn zu kommen, und die Arbeit anzusehen.

Liebreich nahm diesen Antrag mit aller der Achtung und Höflichkeit an, welche man Personen aus den vornehmern Ständen schuldig ist, und führte ihn in seine Werkstätte, um ihm eine Probe seiner Arbeit zu zeigen, da er eben einen Schreibeschrank nach der neusten Mode aus schönem Nußbaumholze verfertigte. Dem Herrn von Sommerstein gefiel diese Arbeit außerordentlich, und er bat um desto dringender. Liebreich versicherte, dem Wunsch und Befehl des in der That sehr gnädigen Herrn zu befolgen, und wenn es ihm erlaubt sey, Witterung und Umstände es gestatteten, kommenden Montag seine Aufwartung

zu machen. Dies sey der Tag, wo er sich am ersten einige Zeit abmüßigen könnte.

Zufrieden mit diesem Versprechen nahm der Herr von Sommerstein Abschied, und stieg wieder in seinen Wagen. Brr, da regte der Kutscher die Pferde an, und die Kutsche rasselte durch die Straße auf und davon.

Als Liebreich sich einige Augenblicke auf der Straße umsahe, und eben wieder in seine Arbeitsstube zurückkehren wollte, kam ein fremder wohlgekleideter Bürger an ihm vorüber und grüßte ihn. Er war ihm bekannt, und doch wußte er nicht, wo er ihn gesehn hatte. Auch der Fremde blieb stehen, sahe ihn starr an, denn Liebreichs Gesicht kam ihm kenntlich vor. Wir sollen uns kennen? sagte er. So kömmt mir es auch vor, antwortete Liebreich. Sind Sie nicht unsers seligen Herrn Magister Liebreichs Gottfried? Und Du — er fiel dem Fremden um den Hals — Du bist Kummerlichs Gustav. Willkommen lieber Schulkammerad, lieber Jugendfreund!

Es war ein herzlicher Auftritt, der das ganze Hauß in Bewegung brachte, und der Fremde mußte einkehren.

Nach

Nach den ersten Freundschaftsbezeugungen äußerte Liebreich seine Freude, diesen Freund, das Kind sehr armer Eltern, wie der Anschein lehrte, so wohlhabend zu sehen, und Kummerlich freute sich ebenfalls über Liebreichs Wohlstand. Lange unterhielten sie sich mit einander über ihre Jugendfreuden, und freuten sich, daß sie sie so rein, so unschuldig genossen hatten. Gar oft, sagte Kummerlich, habe ich an Dich gedacht, und Dir alles Gute gewünscht. Weißt Du es noch, wie manches Stückchen Kuchen Du Dir von Deiner Mutter ausbatest, um es mir zu bringen? Wie brüderlich Du die ersten Pflaumen mit mir theiltest?

Hast Du, erwiederte Liebreich, Dich noch bisweilen erinnert, wie manches Stündchen wir auf dem Apfelbaum zubrachten, auf dem wir uns ein Bret genagelt, und eine Laube angelegt hatten, wo uns die Aepfel in den Mund hiengen? Was war es für ein Vergnügen, als wir uns die kleine Oelmühle mit den Stampfen und dem Hammer gezimmert hatten, und sie in dem Bache hinter unsern Garten schlagen ließen.

Kummerlich. So oft ich einen Knaben auf

dem Ziegenbock reiten sehe, denke ich an meinen ersten Ritt auf Deinem alten Ziegenbock. —

Beide erinnerten sich noch mit innigem Vergnügen an so manchen Auftritt ihres jugendlichen Lebens, belachten so manchen lustigen Vorfall, den sie gehabt hatten, und freuten sich, daß sie sich keines schlechten Streiches bewußt waren. Was für ein köstliches Leben haben wir nicht zusammen geführt, sagte Liebreich, wir lebten so einig wie Brüder. Du warst bei uns, wie zu Hauße, und mir gefiel es in Eurer erbärmlichen Wohnung, unter dem krummen Hollunderbaum in Eurem Hofe, und bei Deinen Kaninchen so gut, als bei mir.

Ach, rief Kummerlich aus, die Freuden der Kindheit, der Jugend sind doch sehr süße Freuden. Da hat man noch keine Sorge, kein sonderliches Leiden trübt die Seele, bei aller Armuth ist die ganze Welt unser Eigenthum, und ein Tag so heiter, wie der andere.

Wohl wahr, erwiederte Liebreich; allein ich tauschte doch dafür meine gegenwärtigen Freuden nicht wieder ein. Man hat in der Jugend wohl auch seine Unannehmlichkeiten, nur haften sie

nicht

nicht so in der Seele, man vergißt sie unter allerlei Zerstreuungen bald wieder. Was that uns z. E. Nachbar Schafts Andreas nicht für Verdruß an, wenn er uns warf, unsere Gärtchen verwüstete, unsern Bau zerstörte. Wie erschraken wir, als der Betteljunge unsern Vorrathskeller ausgewittert, und das Obst gestohlen hatte, welches uns die Mutter zum Lohn für das Abnehmen der Aepfel gegeben hatte. Wie härmtest Du Dich, als Deine gute Mutter die Gicht hatte, und wie niedergeschlagen machte uns nicht meine Krankheit!

Kummerlich. Es ist doch das nicht, als wenn man älter wird, und mehr über eine Sache und ihre Folgen nachdenkt. Hernach bedenke, was einen in der Jugend eine Kleinigkeit für Freude macht. Als ich mein erstes Paar junge Tauben verkaufen konnte, und zwei Batzen dafür bekam, dachte ich nicht, ich wäre der reichste Mann im Dorfe? Lief ich nicht, das Geld in der hohlen Hand schüttelnd herum und rief: Kauft Geld, viel Geld? War es nicht ein fröhlicher Schmauß, wenn wir im Schulexamen Semmeln, und von Deiner guten Mutter Eiermilch bekamen? O ihr goldnen Zeiten, du liebliche Jugend!

Viele dieser Freuden, erwiederte Liebreich, haben wir auch noch, und für die, welche wir entbehren müssen, werden wir durch andere schadlos gehalten, durch den Anblick unsers Wohlstandes, die Erinnerung der vergangnen Zeit, durch den Umgang mit einem lieben Weibe, guten Kindern und lieben Freunden.

Kummerlich. Was die erstern anbelangt, da gebe ich Dir vollkommen recht, aber mit den andern Freunden ist es oft so eine Sache. Jugendfreundschaft hergegen, Schulkamradschaft, das mußt Du selbst sagen, diese hat etwas eigenes, und dauert gemeiniglich bis in's Grab. Man überläßt sich seinem Freunde ohne Argwohn, ohne Verstellung, ohne Rücksicht auf Stand und Reichthum, und hängt mit Leib und Seele an ihm. Was habe ich um Dich geweint und mich gegrämt, als Du von mir nach der Stadt in die Lehre kamst; was habe ich mich in der Folge nach Dir gesehnet!

So ist mir es auch gegangen, und Gott Lob, daß wir uns beide gesund und glücklich sehen, fiel Liebreich ein, und beide umarmten sich aufs neue mit Thränen der Rührung im Auge.

Jn-

Indeß, fuhr Kummerlich fort, denken nicht alle so. Viele Jugendfreunde, wenn sie sich in der Folge reicher und vornehmer fühlen, als ihre vorigen Schul- und Jugendfreunde, die niedrig geblieben sind, thun nachher, als ob sie sie nicht mehr kennten, sehen sie verächtlich nur über die Achsel an, und vermeiden jeden Umgang mit ihnen.

Liebreich. Und brandmarken dadurch ihr Herz, zeigen eine niedrige Denkungsart, denn wer seine alten Jugendfreunde verachten kann, ist keiner wahren Freundschaft fähig und werth.

Kummerlich. So gieng es mir mit unsers Amtmanns Theodor. Ich that ihm allen Gefallen, als wir Kinder waren, und ließ mir manche Mißhandlung von ihm gefallen, er war auch sonst ganz gut mit mir. Ich kam darnach in die Lehre, und er auf die Universität. In zwölf Jahren hatte ich ihn nicht wieder gesehen, bis mich vor acht Jahren mein Weg durch Hochstädt trug, wo er Steuereinnehmer ist. Ich suchte ihn auf, hatte meine herzliche Freude, da ich ihn so wohl sahe, aber er that, als könne er sich gar nicht auf mich besinnen, wollte mich nicht kennen,

und fertigte mich kurz und kalt vor dem Fenster ab. Geh, dachte ich, du eitler Thor! Bin ich gleich nicht vornehm, so bin ich doch ein ehrlicher Mann!

Liebreich. Gewiß ein ehrlicherer als er. Weißt Du, daß er vor einem halben Jahre wegen Kassendefekt ist kassirt worden?

Jetzt brachte Mutter Liebreich ein Morgenbrod, und hieß den ihr unbekannten Freund ihres Mannes herzlich willkommen, erkundigte sich nach seinem Aufenthalt, nach Frau und Kindern unbekannter Weise, und erhielt freundlichen Bescheid. Nun, rief Liebreich, erzähle mir auch, wie ist Dir es gegangen, und wie geht Dir es jetzt?

Gott Lob, antwortete Kummerlich, mir ist es immer wohl gegangen, und es geht jetzt immer besser. Sie setzten sich zusammen, und Kummerlich hob an.

Sechzehntes Kapitel.

Die Ehrlichkeit hat mich glücklich gemacht. Das kann ich mit Recht sagen. Du

Du weißt es, meine Eltern waren blutarme, aber ehrliche Leute. Mein Vater ernährte sich vom Taglohn, und meine Mutter vom Wollespinnen. Gott habe sie selig in der Ewigkeit, die guten Eltern, sie lehrten mich durch ihr eignes Beispiel ehrlich zu seyn. Mein Vater war auf vierzig Jahr bei seinem Brodherrn in Arbeit, und hatte ihm nie einer Stecknadel am Werth entwendet, sondern alle Arbeiten so treu als für sich selbst gethan. Wenn alle Wollenspinnerinnen falsch weiften, und fünf Gebind in sechse eintheilten, so weifte meine Mutter ehrlich bis auf den Faden. Dies bemerkte endlich der Fabrikant in der Stadt, wohin ich gegen Spinnlohn das Garn wöchentlich tragen mußte. Eine andere Frau hatte meine Mutter bei ihm als untreu verläumdet, und nun gab er desto mehr auf uns acht, wo er denn fand, daß jene eine Diebin und Betrügerin, meine Mutter im Gegentheil die ehrlichste seiner Spinnerinnen sey. Er gewann mich lieb, und als ich ihm kurz nach Deinen Antritt in die Lehre, wo ich so betrübt war, erzählte, wie gern ich auch auf eine Profession möchte, wenn meine Eltern nur nicht so arm wären, rührte ihn dieses, und er brachte mich bei einen seiner Meister, der ein

Zeugmacher war. Dieser suchte eben einen ehrlichen Lehrjungen, da er zeither durch diebische Leute in Wolle und Garn war bestohlen worden, und hier ward ich wie Kind gehalten, weil ich ehrlich war. Doch, daß ich es kurz mache, ich ward nachher Geselle, und gieng nun auf die Wanderschaft. Da bin ich in Gera, Weida, Zeulenrode, Leipzig, Dresden, Meißen, Torgau, Erfurt und in denen meisten Städten in Arbeit gewesen, wo die vorzüglichsten Zeug- und Wollenwaaren verfertiget werden, und habe dabei viel gelernt. Ich war im Begriff nach England mit noch einem Gesellen zu gehen, weil man dort die schönen englischen Zeuge in ihrer größten Vollkommenheit bereitet, um dann zu sehen, wo ich endlich mich irgendwo niederlassen könnte, da ich weder in Deutschland noch sonst wo etwas zu hoffen und zu verlieren hatte; aber der liebe Gott fügte es anders. Höre nur, wie sonderbar es mir ergieng! In der Stadt, wo ich eben in Arbeit stand, gehe ich eines Abends in der Allee vor dem Thor spatzieren, und finde eine schwere Brieftasche, die ein vornehmer Herr fallen ließ, als er auf einem Engländer an mir vorüber sprengte. Sogleich lasse ich den Fund in die Zeitung setzen,

und am folgenden Morgen ward ich schon zum Herrn Kammerpräsident von Gros geholt, der sie verlohren hatte. Ich erkannte ihn sogleich, und er gab alle Kennzeichen der Brieftasche an, die ich aus Vorsicht niemanden gewiesen hatte, ehe er sie sahe, folglich übergab ich sie ihm ohne Bedenken. Er freuete sich sehr darüber, denn es waren für viele hundert Thaler Wechselbriefe und andere wichtige Schriften darinnen. Er fragte mich hierauf, was ich für meine Mühe verlange?

Gnädiger Herr, antwortete ich, was soll ich Belohnung verlangen, da ich blos meine Schuldigkeit gethan habe. Unser Herr Pfarrer hat mich in meiner Jugend gelehrt: Es sey Pflicht für jeden ehrlichen Menschen, sich alle Mühe zu geben, daß dasjenige, was man gefunden habe, dem Eigenthümer wieder zugestellt werde; und wer gefundene Sachen verheimliche oder zurückbehalte, begehe Untreue und eine Art von Diebstahl an andern. Wenn ich ein Stück Zeug gewebet habe, dann bekomme ich vom Meister meinen Arbeitslohn, denn ich habe mir es darüber müssen sauer werden lassen, aber was habe ich

denn

denn hier für sonderliche Mühe gehabt? Also verlange ich nichts.

Das gefiel dem Herrn wohl, er bestärkte mich in meinem Grundsatz, steckte mir aber doch mit aller Gewalt ein Goldstück in die Tasche, und setzte hinzu: Vielleicht kann ich Eure Ehrlichkeit noch besonders belohnen. Ich mußte einige Gläser Wein bei ihm trinken, wo er mich über allerlei fragte, und mich sehr zufrieden entließ. Getrost gieng ich meiner Wege, legte den Louisd'or zu meinen Spargelde, und ahndete nichts weiter.

Lieber Gott, was doch in der Welt seyn soll, da muß es sich oft ganz sonderbar schicken! Eben muß es treffen, daß den Tag darauf in der fürstlichen Kammer, wo er Präsident war, die Interessen eines ansehnlichen Kapitals eingeliefert werden, welches einst ein reicher Menschenfreund bestimmt hat, daß davon arme Kinder aufgedungen, und arme aber ehrliche Gesellen Meister werden sollen. Sogleich falle ich dem Herrn von Gros ein, und siehe da, nach sechs Wochen saß ich hinter meinem eignen Weberstuhle, und war ohne einen Heller Ausgabe Meister und Bürger geworden. In meinem Leben vergesse ich diese Auftritte nicht! Noch sehe ich meinen alten ehrlichen

chen Meister Fabian vor mir, wie er zitterte vor Freuden, als ich ihm die Nachricht brachte; Er klopfte in die Hände, rückte an seiner Mütze hin und her, gieng auf und ab, stopfte sich eine Pfeife Tabak, und räumte sie in Gedanken wieder aus. Sachse, so nannte er mich, du hast dein Glück gemacht, wer das Legat bekömmt, erhält zugleich durch den Ruf seiner Ehrlichkeit für tausend Thaler Kredit, denn auf Ehrlichkeit und guten Ruf wird dabei streng gehalten. Gesetzt, du hättest die Brieftasche behalten, hättest die Wechsel würklich heben können, so wärst du doch ein elender Mensch geblieben dein Leben lang. Unruhig in deinem Gewissen, unstät und flüchtig hättest du leben müssen, und wärest sicher in der größten Armuth gestorben, denn unrecht Gut gedeiht nicht. So bist du nun, wenn du ferner fleißig und redlich lebst, ein geborgner Mann.

Das ward ich auch von Jahr zu Jahr. Der gute Meister Fabian unterstützte mich auf alle Art, verhalf mir zu meinem braven, fleißigen und haußhältigen Weibe, seiner Frauen Brudersstochter, und vermachte uns, da er keine Kinder hatte, bei seinem Tode sein Haus mit allem Zubehör.

Nachdem man sich noch durch trauliche Gespräche geletzt hatte, schied Kummerlich von seinem alten Freunde, besorgte seine Geschäfte in der Stadt, und kam wohlbehalten wieder bei seiner lieben Familie an, die ihn mit offnen Armen und lauten Jubelgeschrei empfieng.

Siebzehntes Kapitel.

Was muß doch nur Fritz im Kopfe haben? Er geht in Gedanken in der Werkstatt herum, wühlt unter dem Abgang des Holzes und sucht. Jetzt hat er ein langes Stück Bohle gefunden; er besieht es hin und her, ob kein Riß darinnen ist und zeichnet mit einer Nagelspitze darauf. Er nickt. Es muß ihm recht seyn. Jetzt springt er auf, und fragt seinen Vater: Darf ich das nehmen? Und was willst du damit machen? Eine kleine Armbrust, antwortet er. Friedrichs Wilhelm hat einen Vogel von Holz, da wollen wir darnach schießen.

Wenn das ist, meinte Liebreich, da werde ich ja wohl ein Uebriges thun müssen! Er gieng fort, und siehe da, jetzt brachte er ein schön Stück Ahornholz, zeichnete es ab, spannte es in die Hobelbank, und gab nun Fritzen den Auftrag, das Holz bis an diesen Strich abzuhobeln. Fritz ergriff mit Freuden den Hobel, welchen ihn sein Vater längst zu führen gelehrt hatte, und arbeitete, daß die Späne herum stoben. „Nimm dich in acht, Fritz, das Eisen ist scharf!" Fritz nickt, ohne sich vor Emsigkeit umzusehen. Ah weh, weh, was ist das? — Da läuft das helle Blut von seiner Hand herunter, der Hobel entsinkt ihm, er wird ja blaß. — Armer Fritz, du bist zu eilfertig gewesen, und hast dich nicht genug in acht genommen. Ja, ja, er hat sich in das Hobeleisen gerissen, es ist eine tiefe Wunde und die Haut hängt herum. Es muß ihn schmerzen. Er ist zwar sonst ziemlich gegen den Schmerz abgehärtet, aber er weint bitterlich. Jetzt bemerkt es sein Vater, er eilt hinzu, wischt das Blut ab, saugt die Wunde aus und tröstet ihn. Das Blut quillt von neuen. Fritz will den Schmerz verbeißen, er will lächeln, allein es geht nicht, er verzieht von neuen sein Gesicht.

Ein

Ein grosses Glück für ihn. Eben tritt der Herr Doktor Heilmann herein, welcher die schöne Schreibekommode bestellt hat, und sie besehen will. Er eilt auf Fritzen zu, und untersucht die Wunde. Sey ruhig, lieber Kleiner, ruft er ihm zu, es ist nichts verletzet, bloß eine Fleischwunde, diese wird bald wieder zuheilen. Er holt ein Gläschen Spiritus aus seiner Tasche, und gießt etwas davon in die Wunde. Ah, ah, ah, das thut entsetzlich weh! Getrost lieber Fritz, desto eher wird die Wunde zuheilen. Jetzt ist die Hand verbunden, und der Schmerz läßt nach; allein das empfindlichste für ihn ist nun, daß er seine Armbrust nicht vollenden kann. Vielleicht thut es sein lieber Vater.

Fritz gieng hierauf an die frische Luft in den Garten, denn es war ihm nicht ganz wohl geworden, aber auch hier war er nicht im Stande, etwas vorzunehmen, weil er die Hand nicht brauchen konnte. Nach einer Weile kam er wieder zurück. Herr Heilmann ergriff ihn bei der Hand und sagte: Siehe, liebes Kind, so empfindlich das Gefühl des Schmerzes ist, so wohlthätig ist es für uns. Glaube mir, wir würden uns weit weniger in acht nehmen,

uns

uns viel häufiger verletzen und manches Glied an unserm Körper aus Unvorsichtigkeit verstümmeln, wenn wir uns nicht vor den Schmerzen fürchteten. In Krankheiten würden die Menschen seltner die Mittel gebrauchen, durch welche sie früher hergestellt werden können, als wenn sie sich der Natur überlassen, wenn sie nicht die unangenehmen Gefühle der Krankheit dazu trieben. Kinder würden unreifes Obst, allerlei unter einander und manches Schädliche genießen, wenn sie sich nicht fürchteten, Leibschmerzen davon zu bekommen. Ja mancher Bösewicht wird noch dadurch von vielen Bösen abgehalten, weil er sich vor den empfindlichen Strafen scheut, welche er zu erwarten hat. Das empfindliche Gefühl der Kälte ermuntert uns, den Körper zu bedecken; die Hitze, den kühlen Schatten zu suchen; der Hunger, zu essen, und der Durst, zu trinken, der Druck des Körpers, ihn von schädlichen Banden zu befreien.

Liebreich. Hergegen ist uns auch das Gefühl nothwendig zu allen unsern Geschäften. Wir würden Arbeit und Werkzeuge aus unsern Händen fallen lassen, ohne es gewahr zu werden. Durchs Gefühl hilft sich der Blinde, und wie

vieles Angenehme verschafft uns nicht die Empfindung der uns erquickenden Kühle, der angenehmen Wärme, des weichen Lagers, des Schlafs, des Händedrucks eines guten Freundes u. dgl.

Herr Doktor Heilmann. Eigentlich sind alle unsere Sinne eine Art von Gefühl. Der Nerve im Auge empfindet die Lichtstrahlen, die von den Gegenständen um uns her in das Auge fallen. Die Nerven des Ohrs, der Nase, des Gaums werden von der zitternden bewegten Luft erschüttert, von den Ausdünstungen der Dinge und ihren Salztheilen gereizt, und so empfinden wir alles, was unsern Körper berührt.

Fritz. Sagen Sie mir nur: Was sind denn eigentlich die Nerven?

Herr D. Heilmann. Die Nerven, mein Lieber, sind das Feinste und Edelste an unserm Körper, sind gleichsam das geheimnißvolle Band, welches uns an den Körper kettet, der Vereinigungspunkt zwischen der Seele und ihrem Leibe. Bei allen, auch den genausten, Untersuchungen der geschicktesten Aerzte, Naturforscher und Zergliederer kann doch noch keiner eigentlich und genau angeben, was die Nerven sind, woraus sie bestehen, und wie ihre Verrichtungen bewürkt

wer-

werden? Was wir davon wissen, ist ohngefähr dieses: Aus dem Gehirn und dem Rückenmark gehen eine Menge Fäden oder weiße, weiche, äußerst zarte Fäserchen heraus, welche mit einer subtilen Haut überzogen sind, von da verbreiten sie sich gleichsam als Aeste in vielen Zweigen überall durch den ganzen Körper, in die Augen, Ohren, Nase, Gaum, Zunge, in die Eingeweide, an den Knochen und Muskeln, neben den Blut- und Pulsadern hinweg, so wie unter der ganzen Haut bald als schlängelnde Fasern, bald in Knoten vereiniget, bald als ein feines Zellgewebe, und verlieren sich endlich an ihren Spitzen, wo sie gleichsam ausfließen. Sobald nun etwas auf sie würkt, so entsteht dadurch in ihnen ein Reiz, ein Zusammenziehen, ein Gefühl, und die Empfindung davon theilt sich dem Gehirn mit, die gleichsam bis in die feine graue Gehirnmasse fortzittert, wo alle Nerven zusammen treffen, sich vereinigen und ausfließen. So empfindet und erfährt unsere Seele das, was außer ihr vorgeht, und auf ihren Körper würkt. Allein die Nerven haben nun auch wieder die Eigenschaft, daß die Seele durch sie auf den Körper würken kann; sie kann, wenn sie will, z. B. auf die Ner-

ven des Auges würken, und der Augapfel rollt im Auge umher, die Augenlieder schließen oder öffnen sich. Sie würkt auf die Nerven der mancherlei Muskeln, und nun bewegen sich die Hände, die Füße und die Glieder des Körpers nach ihren Willen. So empfindet unsere Seele etwas Unangenehmes oder Angenehmes, und diese Empfindung theilt sie wiederum dem Körper mit, daher das heftigere Schlagen des Herzens, das schnelle Rollen des Bluts in den Adern, das Zittern in den Gliedern bei Freude, Furcht, Schrecken u. dgl.

Liebreich. Daher läßt es sich wohl auch erklären, woher es kömmt, daß Hipochondristen, und alle solche, welche schwache, reizbare Nerven haben, sich allerlei einbilden, als ob sie diese oder jene Krankheit hätten, und sich manche Dinge ganz anders vorstellen, als sie würklich sind? Ich habe dergleichen Personen kennen gelernt, die frisch und gesund aussahen, und doch die Auszehrung zu haben glaubten. Man konnte sie gesund und krank machen, je nachdem man ihnen von Krankheiten vorschwatzte, oder sie ihnen ausredete.

Herr D. Heilmann. So ists. Solche Personen empfinden kleine Zufälle, unbedeudende Schmerzen, die der Gesunde nicht achtet, sehr stark, und stellen sich nun ihr Uebel weit größer vor, als es ist. Ja, oft ohne daß sie etwas empfinden, dürfen sie nur ein Buch lesen, in welchem diese oder jene Krankheit beschrieben ist, oder von einer reden hören, und ihre Einbildungskraft würkt dann so stark auf ihre Nerven, daß sie diese Krankheit zu fühlen glauben.

Fritz. Durch diese Nerven entsteht also wohl auch der Schmerz.

Herr D. Heilmann. Ganz natürlich dadurch, wenn etwas auf die Nerven stärker und anhaltender würkt, als sie es ertragen können. (Er drückte Fritzchen erst sanft, dann immer stärker die Hand, und er fühlte den Unterschied.) Auch können die Nerven an dem einen Orte mehr vertragen und anders gereizt werden, als am andern. Z. E. die Nerven in harten Händen können mehr abhalten, als die Nerven des Auges. Hätte ich dir vorhin den Spiritus in die flache Hand gegossen, so würdest du nichts empfunden haben, allein in die offene Wunde, wo die Nerven blos lagen und noch dazu verlezt waren, er-

regte er dir heftigen Schmerz. Pfeffer, oder sonst etwas scharfes auf deinen Zungennerven ist beißend, aber weit empfindlicher, wenn er die Nerven des Auges berührt, hergegen den Magennerven bringt er blos einen heilsamen Reiz bei, ohne Schmerz zu verursachen. Schnupftabak in der Hand würkt nichts, in der Nase erregt er Reiz und Niesen, so wie Lichtstrahlen dem Ohre und Luftbewegung der Zunge keine Empfindungen machen. Durch die verschiedenen Verbindungen der Nerven untereinander entstehen auch allerlei sonderbare Erscheinungen. Z. E. wenn in der Nase ein Reiz entsteht, so würkt dieser durch seine Verbindung mit den Nerven des Zwergfells in diesen ein Zusammenziehen; dadurch wird die Lunge gepreßt, und es entsteht das Niesen. Auf ähnliche Weise der Husten, wenn die Luftröhrnerven gereizt werden. Der Schluchzen, wenn die Luftröhre durch schnelles Erkalten zusammengezogen wird. Durch Verbindung der Nerven in der Nase mit dem Herzen werden die Lebensgeister bei Ohnmächtigen wieder erweckt, und der Schlag des Herzens belebt, wenn man stark riechende Dinge an die Nase bringt. Die Nerven des Magens theilen den Reiz, welchen Wein

und

und geistige Getränke bewürken, eher und schneller dem Kopfe mit, als diese Getränke in das Blut übergeben konnten, und man sagt: Der Wein ꝛc. ist ihm in den Kopf gestiegen; Unverdaulichkeit, welche den Magen angreift, erzeugt Kopfschmerzen. Schmerzen und Lähmungen in Gliedern werden oft schnell durch ein Brechmittel gehoben; ein Schlag auf den Kopf erzeugt Erbrechen. Ein ekelhafter Anblick, ja oft nur die Erzählung davon, erweckt ebenfalls Erbrechen; vom Geruch eines Laxiermittels fangen manche schwache Personen schon an zu laxieren. Du siehst also, mein Lieber, wie außerordentlich wichtig die Nerven für uns sind, und wie sehr wir sie in acht nehmen müssen.

Und dieses geschiehet? Fragte Fritz.

Hr. D. Heilm. Indem man alles vermeidet, was die Nerven schwächen kann, und sie vielmehr zu stärken sucht. Man schwächt die Nerven durch allzuhäufigen Genuß warmer, künstlich zubereiteter und hitziger Speisen, Gewürze und Getränke, welche das Blut erhitzen, die Säfte scharf und verderbt machen, und die Nerven zu stark und anhaltend reizen, ihnen eine

widernatürliche Spannung geben; z. B. durch Wein, Branntwein aller Art, Koffee, Punsch, Thee, Chokolade, starkes Bier, geistiges Waizenbier und dergleichen. Ferner durch Weichlichkeit und allzuwarmes Verhalten des Körpers selbst. Endlich durch alle heftige Leidenschaften, welche das Blut empören und die Nerven angreifen, als Furcht, Schrecken, Zorn, Freude, Traurigkeit und dergleichen.

Fritz hatte längst Belehrung über diese Materie gewünscht, und daher war es ihm traurig, als er sahe, daß der liebe Arzt Anstalt zum Fortgehen machte. Er bat ihn daher, noch einige Zeit zu verweilen. Man hört soviel von Nerven, Nervenfiebern, und Nervenschwäche, sagte er, daß ich wohl mehr davon wissen möchte.

Der freundliche Arzt legte also Hut und Stock wieder ab, und gab seinen Bitten nach.

Achtzehntes Kapitel.

Liebreich hatte seit einiger Zeit eine üble Gewohnheit an dem Gesellen Christian bemerkt, daß er sich nämlich oft von Jakoben, dem Lehrjungen, besonders des Morgens und Abends am Halse, hinter den Ohren, an den Armen, auf dem Rücken und andern Theilen seines Körpers ganz sanft streicheln ließ, und es als eine sehr angenehme Empfindung ausgab. Oft schon war es ihm bedenklich gewesen, jetzt benutzte er diese Gelegenheit, und, ohne Christianen zu nennen, fragte er den Arzt: Ob dieses gesund sey?

Bei Leibe nicht, antwortete dieser. Nichts schwächt die Nerven mehr, als diese sanften Reize, so angenehm sie auch scheinen.

Liebreich wendete ihn zum Schein ein, daß man doch gichterische und gelähmte Glieder, in welchen Stockungen entstanden wären, so wie erhängte, ertrunkene, erstickte und scheintodte Menschen durch Reiben mit Bürsten und wollnen Tüchern zu beleben suche. Allein Hr. D. Heilmann erwiederte: Ein anders ist jenes Reiben, wodurch die verlohrne Reizbarkeit der Nerven wieder her-

gestellt, der Umlauf des Blutes befördert, Lebenswärme und Empfindung wieder hergestellt werden soll, und ein anders ist jenes sanfte und öftere Streicheln.

Das wäre also so schädlich, fuhr Christian erschrocken auf? Das habe ich nicht gewußt. Meine Mutter hat mich von Jugend auf daran gewöhnt. Wenn ich bald einschlafen sollte, oder sie wollte mir eine Güte thun, dann streichelte sie mich.

Der Arzt erklärte, daß er leider wohl wisse, daß viele Eltern und Kinderwärterinnen diese schädliche Gewohnheit hätten, wodurch sie so oft ihren Kindern Krankheiten und in der Folge sogar Laster mittheilten, und warnte alle dafür.

Christian. Ich habe aber noch nicht gespürt, daß es mir etwas geschadet hätte.

Hr. D. Heilmann. So kann es noch kommen. Personen, die von Natur starke Nerven haben, widerstehen den Nervenübeln etwas länger, aber unersetzlichen Schaden fügen sie sich durch Schwächung ihrer Nerven auf jeden Fall zu.

Fritz. Wodurch zeigt sich denn die Nervenschwäche.

Hr. D. Heilmann. Dadurch, daß solche Menschen nichts abhalten können, ohne von jeder Kleinigkeit im Innersten erschüttert und angegriffen zu werden, durch allzugroße Reizbarkeit und Empfindlichkeit. Nicht wahr, eine starke Saite kann mehr aushalten, und verlangt eine größere Gewalt, um bewegt und zum Zittern gebracht zu werden, als eine schwache? Eine Saite, die immer gespannt, öfters gereizt wird, geht früher zu Grunde, als eine andere? Solche nervenschwache Menschen frieren bei geringer Kälte, und schwitzen schon bei mäßiger Wärme, jedes kühle Lüftgen weht ihnen Unpäßlichkeiten an, die geringste Anstrengung ermüdet sie. Die Schwäche ihrer Nerven würkt auf die Seele so stark, daß auch diese alles, was so lebhaft und heftig auf die schwachen Nerven ihres Wohnhaußes des Körpers würkt, um desto lebhafter und stärker empfindet. Daher rühren bei solchen Personen die oft so schnell abwechselnden guten und üblen Launen, die sie fast immer haben. Im Augenblick sind sie bis zur Ausschweifung heiter, ausgelassen vergnügt, und lachen über jede Kleinigkeit, haschen nach jeder Freude, und stürzen in jede fröhliche Gesellschaft, im andern Augenblick

werden sie oft von einer Kleinigkeit so angegriffen, so erschüttert, daß sie äußerst niedergeschlagen, schwermüthig, verdrüßlich, menschenscheu und beleidigend für ihre besten Freunde werden. Jetzt sind sie rasch, thätig, kühn, warm für alles Gute, wohlwollend und nachsichtsvoll, ehe man es sich versieht, werden sie nachgrübelnd, ängstlich, für die Zukunft besorgt, furchtsam, muthloß, tückisch und äußerst mißtrauisch. Schreckhaft beim geringsten Vorfall, betrübt über einen zertretenen Wurm, vom kleinsten Schmerz bis zur Ohnmacht, vom mindesten Unglück bis zur Verzweiflung hingerissen, leben sie unter solchen Umständen in einer beständigen Ebbe und Fluth, bald von der Welle der einen Empfindung dahin, bald von einer andern dorthin geschleudert, selten in ihren Nachen auf dem stillen Meere des Lebens ruhig und sanft fortrudernd, werden sie ihres Lebens nie recht froh. Du siehst leicht ein, lieber Fritz, daß ein höherer Grad solcher Empfindungen und Spannungen oft gänzliche Zerrüttung der Seelenkräfte hervorbringen, und Raserei, Wahnsinn, Schwermuth und dergleichen erzeugen kann.

Um Gotteswillen, rief Christian, da habe ich ja würklich Anfälle von dieser Nervenschwäche, denn oft habe ich solche abwechselnde Launen, bin bald ausgelassen heiter, bald so schwermüthig, ohne zu wissen, wovon. In meinem Leben lasse ich mich nicht wieder streicheln.

Hr. D. Heilmann. Ein solcher Mensch geräth auch oft noch auf andere Abwege. Um sich immer angenehme Gefühle zu erwecken, wird er noch weichlicher, unthätiger, oder ausschweifend und wollüstig. Er sucht seine erschlafften Nerven durch starke hitzige Getränke nach seiner Meinung zu stärken, sich aufzuheitern und lebhaft zu machen, ohne zu überlegen, daß er dadurch das Uebel immer ärger macht, und so bald die Reize vorüber sind, desto mehr Abspannung und Schwäche, Mißmuth und Trübsinn empfindet.

Liebreich. Kennst du keinen Menschen, der des Morgens zittert, und kein Glied für Nervenschwäche regen kann, nichts zu denken und zu unternehmen vermag, bis er sich durch Branntwein belebt hat?

Ach ja, gewiß unser Nachbar der Fuhrmann Mayer, rief Fritz, und nun konnte er sich den

kläglichen Zufall des Mannes erklären, den er oft mit angesehen hatte.

So entstehen nun wohl auch die Nervenfieber? fragte er weiter.

Ja wohl, sagte der Arzt, die traurigen Nervenfieber, wo sich noch Fieberstoff mit dieser Nervenschwäche verbindet. Die gefährlichen und in ihren Zufällen erschrecklichen Nervenfieber, die oft so versteckt und verborgen, so schwer zu entdecken und so mißlich zu heilen sind, welche daher die größte Behutsamkeit fordern. Bei dem einen äußert sich die höchste Schwäche bis zur Ohnmacht, bis zum Scheintodt, bei dem andern durch Schlaflosigkeit bei den lebhaftesten Fantasien, bei einem dritten durch Krämpfe im Kopfe und Körper, Zuckungen, Verziehen des Gesichts und der Glieder, Epilepsie u. dgl. Endlich der stärkste Grad, der Nervenschlag, wo auf einmal eine ganze Gegend des Körpers gelähmt wird, Empfindung und Bewegung verliert, und gemeiniglich der Tod erfolgt, wenn er das Gehirn oder eines der wesentlichsten Eingeweide betrifft.

Das sind ja, rief Fritz, erschreckliche Zufälle, und denen könnte man dadurch entgehen, daß

man sich vor alle dem hütet, was die Nerven reizt und schwächt?

Hr. D. Heilmann. Nicht genug, sondern man muß auch die Nerven mit Behutsamkeit zu stärken suchen. Hitze und Kälte schwächt sie, aber eine gemäßigte Temperatur ist stärkend und gesund, die kühle Luft, heitrer Morgen, frisches Wasser, womit man seinen Körper öfters badet oder wäscht, (es versteht sich mit Vorsicht, nicht nach Schweiß, nach Erhitzung) mäßige Bewegung und Arbeit in freier Luft, nicht allzuwarme Bedeckung des Körpers um nicht schwächenden Schweiß zu erwecken, leichte Bedeckung des Kopfes, oder gar im bloßen Kopfe gegangen und geschlafen, (Hitze und Kälte ausgenommen) Vermeidung vieler Federbetten, und wo möglich schlafen auf Matratzen, um die Ausdünstung nicht widernatürlich zu vermehren, einfache und kräftige Nahrungsmittel, Wasser, Brod, Obst, Gemüße, kurz, Abhärtung an Seele und Leib, Gewöhnung an jede Witterung und Jahrszeit, höchst seltner Gebrauch starker Arzneien, als da sind Magentropfen, Teichmeier und andere Balsame, Liquor, Tinkturen und Essenzen ꝛc. mit einem Worte, eine einfache und der Natur

gemäße Lebensart, wie sie unsere Vorfahren hatten, diese schützt am besten für allen dergleichen Uebeln.

Wohl mir, rief Fritz, und drückte seines Vaters Hand, so hoffe ich vor Nervenschwäche ziemlich verwahrt zu bleiben, denn gerade nach diesen Vorschriften hast Du mich bisher erzogen. Nun will ich mich aber erst noch recht abhärten.

Doch, fuhr der Arzt fort, mit aller nur möglichen Behutsamkeit, nur allmählig und ja nicht auf einmal mit aller Gewalt, denn ein zu schneller Uebergang von einem Extrem auf das andere, ist auf der andern Seite wieder höchst gefährlich. So hatte ich ohnlängst einen jungen Menschen in der Kur, der sich durch solche Uebertreibung den größten Schaden zugefügt hat. Plötzlich kömmt er auf den Einfall sich abzuhärten, da er doch zuvor sehr weichlich gewöhnt war, und fängt nun schnell eine ganz andere Lebensart an. Im härtesten Winter warf er seine warmen Kleider hinweg, und zog sehr dünne und leichte an, schlief des Nachts im bloßen Hemde auf Strohsäcken bei offnen Fenstern und sehr dünner Bedeckung, am Tage floh er alle warme Stuben, trank nichts als kaltes Wasser frisch aus dem

Brun-

Brunnen unter dem Eise hervor, aß lauter kalte Speisen, bedeckte und wusch sich mit Eiswasser und Schnee, ohne was er sonst noch vornahm. Man warnte ihn für solcher Uebertreibung, aber umsonst, er wurde ja bei dieser Lebensart von Tag zu Tag fester von Knochen und Muskeln, sah roth und blühend, wie die Gesundheit selbst aus, und versicherte, daß er sich außerordentlich wohl befinde. Allein die Folgen blieben nicht aus, denn durch diesen zu hohen Grad von Kälte und Abhärtung, der er sich aussetzte, verlohren die Nerven ebenfalls alle Reizbarkeit und ihr Empfindungsvermögen, der junge Mensch ward nun ganz gefühlloß, starr und gleichgültig gegen alles, was auf ihn würkte, und ich zweifle, ob seine Nerven je wieder die rechte Spannung oder Reizbarkeit erhalten werden.

Da sieht man, sagte Heinrich, daß jede Uebertreibung auch der besten Sache schädlich wird!

Liebreich. Ei freilich. Hätte er sich allmählig nur bis zu einen gewissen Grade abzuhärten gesucht, oder wäre er von Jugend auf daran gewöhnt worden, so würde es zur Gesundheit seines Körpers und seiner Seele gedient haben,

denn der menschliche Körper läßt sich nach und nach an alles, an die widernatürlichsten Dinge gewöhnen. Der gemeine Russe z. B. geht aus dem heißen Bade in den Schnee, und wälzt sich darinnen. Das dürfte unser einer nicht nachahmen, oder Schlagfluß, Lähmung, Gicht, hitziges Fieber und ein gewisser Tod wäre sicher die Folge davon. Des Bergmanns Natur gewöhnt sich an Dünste der Schachte, die uns sogleich erstickten, wenigstens vergiften würden, und der Gefangene lebt bei einer so ungesunden sitzenden Lebensart doch oft viele Jahre, so gut, wie der Vogel in seinem Käfig.

Nicht wahr, lieber Herr Doktor, fuhr er fort, mit Abhärtung des Körpers muß auch Abhärtung der Seele verbunden werden?

Hr. D. Heilmann. Ei ja wohl. Denn die Seele würkt auch wieder zurück auf die Nerven, so wie die Nerven auf sie würken. Wenn nun die Seele sich alles viel lebhafter und stärker vorstellt, als es würklich ist, so greift sie bei jeder Gelegenheit ihre Nerven zu stark in Freude und Schmerz, bei Furcht, Schrecken, Zorn und dergleichen Leidenschaften an, und macht diese in der Folge noch reizbarer und schwächer, so wie sie da-

dadurch den Körper überhaupt zerstört, indem das Blut in fieberhafte Wallung und Heftigkeit gesetzt, die Galle zum häufigern Ergießen in den Magen gereizt wird, und überhaupt alle Glieder und Eingeweide mehr angegriffen werden.

Christian. Wie es der Fall ohnlängst bei Meister Friedrichen war.

Fritz. Das verstehe ich noch nicht ganz.

Liebreich. Denke dir ein Kind, das man weichlich erzog. So oft es noch so unbedeutend fiel, sich stieß oder verletzte, und sonst einen kleinen Schmerz fühlte, liefen die Eltern zu, bedauerten es, machten ein Aufhebens davon, daß das Kind nun würklich Wunder dachte, was ihm für Leides geschehen sey; wird dieses nicht künftig alle Augenblicke beim kleinsten Schmerz Zeter schreien, und thun, als ob ihm das größte Unglück begegnet sey? Stelle dir ein andres vor, dessen Seele man gegen den Eindruck des Schmerzes abhärtete, indem man bei einen solchen Vorfall ruhig und gleichgültig blieb, anstatt es zu bedauren, sagte: Es thut nichts, vergeht, oder heilet wieder; wird ein solches Kind nicht bei zehn solchen Vorfällen ganz ruhig bleiben, wo jenes seinen Körper und Seele durch Schreien

und Heftigkeit angreift? Es muß ein heftiger Schmerz kommen wenn es weinen soll. Es besieht die Hand, die es verletzte, greift nach dem Kopfe, daran es sich stieß, verzieht den Mund einen Augenblick, und spielt dann ruhig fort. Eben so denke dir Menschen, die alle Augenblicke heftig über jeden Unfall erschrecken, oder sich über jede Kleinigkeit ärgern, weil sie sich nicht gewöhnt haben, Unfälle ruhig zu ertragen, und hergegen denke dir andere, die auch beim größten Glück und in der größten Freude immer noch eine gewisse Mäßigung, bei jedem Unglück eine gewisse Ruhe, bei jeder Beleidigung Gleichmüthigkeit beobachten, und sage mir nun, welche von beiden werden täglich und in ihren Leben am häufigsten erschüttert und angegriffen werden, und welche am wenigsten?

Fritz. Natürlich die letztern, die sich gewöhnten alles minder stark und lebhaft zu empfinden und ruhiger zu bleiben.

Liebreich. Solche ruhigere, kaltblütigere Menschen, die alles gelassen beurtheilen und aufnehmen, erreichen daher gemeiniglich auch ein hohes Alter, indeß die empfindsamen, heftigen Menschen ihren Körper frühzeitig zerstöhren.

Hr.

Hr. D. Heilmann. Das heißt nun aber ebenfalls nicht, daß man seine Seele in eben den schädlichen hohen Grad abhärten soll, wie jener unvorsichtige Jüngling seinen Körper, so daß man ganz gefühllos würde, sich über nichts mehr freute, noch betrübte, ganz gleichgültig bei allen bliebe, dann würde aller Trieb zur Thätigkeit aufhören, und der Mensch ein Schneckenleben führen.

Fritz. Wie kann man die rechte Seelenabhärtung bewürken?

Hr. D. Heilmann. Gewöhne dich, alles richtig und wahr zu beurtheilen. Stelle dir weder Glück noch Unglück, Geschenke oder Beleidigungen zu groß vor, und du wirst allmählig gegen beides ruhiger werden. Hüte dich ferner für allen solchen Büchern und Romanen, welche man empfindsame zu nennen pflegt. In ihnen werden gemeiniglich solche Personen beschrieben und vorgestellt, welche überspannte Gefühle und Empfindungen haben, die bei der Freude aus der Haut fahren, und bei einem Leiden aus der Welt wie Rasende laufen wollen. Durchs Lesen solcher Bücher sind gar viele unserer jungen Leute angesteckt, zur Empfindelei hingerissen, und elend wor-

worden. Seit der Zeit, daß solche Schriften gelesen worden sind, haben die Nervenschwächen so recht festen Fuß fassen können, und leider verbreitet sich dieses Uebel auch jetzt unter den jungen Leuten des Bürgerstandes.

Er erzählte hierauf von einer Beckerstochter, die durch das Lesen solcher Romane jetzt eine so empfindsame, zärtliche, nervenschwache Schwärmerin geworden sey, daß sie über alles weine, erschrecke, klage und seufze; mit welcher die Eltern jetzt gar nichts mehr anfangen könnten. Sie suche nun immer die Einsamkeit, um winseln zu können, ohne zu wissen, warum? scheue jede anstrengende Arbeit, und jede menschliche Gesellschaft, kurz, sie sey ein elendes, kränkliches Geschöpf.

Liebreich. Wenn ich daran denke, als ich Geselle war, kamen die ersten empfindsamen Romane heraus, und wurden von vielen jungen Leuten begierig verschlungen. Hilf, lieber Himmel, da gab es solche empfindsame Narren in allen Ecken, da wurde geweint und getobt, daß es ein Jammer war!

Jetzt empfahl sich der liebe, freundliche Arzt, und alle dankten ihm herzlich für den so nützlichen Unterricht, welchen er ihnen ertheilt habe.

Neun-

Neunzehntes Kapitel.

„Fritz, vergiß heute deinen Wochenbericht ja nicht, es kömmt viel darauf an.“

So rief Liebreich am Sonnabend früh seinem Fritz nach, als er in die Schule gieng. Hm, dachte Fritz, was mag denn das zu bedeuten haben? Wäre er damals zugegen gewesen, als der Herr von Sommerstein bei seinem Vater war, so würde er so ziemlich auf die Spur gekommen seyn, allein er war ja eben in seiner Schule.

Herr Trauter hatte ohnehin die Gewohnheit, jeden Sonnabend die letzte Stunde dazu anzuwenden, um seine Schüler an das zu erinnern, was sie die Woche über Gutes und Böses gethan hatten, er holte auch diesmal sein großes Buch hervor, in welches er alles einzutragen pflegte.

Zuerst kam es an Karl Freitag, den der Lehrer loben konnte, weil er sich aufmerksam und sittsam durchgängig betragen hatte. Dann traf die Reihe Wilhelm Friedrichen. Ihn lobte der Lehrer, daß er am Mittewochen früh gleichwohl die Schule besucht habe, ob er gleich noch müde und unpaß vom vergangenen Tage gewesen sey.

Wambold der Lügner und muthwillige Schulversäumer bekam noch manche gute Ermahnung, und versprach nie wieder so zu handeln, vielmehr durch verdoppelten Fleiß und gute Aufführung das Böse zu vergüten.

Jetzt kam es an Christoph Schwarz. Ei, um des Himmelswillen, wie sahe der Junge aus! Sein Angesicht war voll Schmuz, seine Hände waren so unrein, als ob er sie in vielen Tagen und Wochen nicht gewaschen hätte, unausgekämmt hiengen seine Haare wie Stricke um seinen Kopf herum. Seine Nase, pfui, wer konnte sie ohne Ekel ansehen, und an seinem Munde klebten noch die Ueberreste von den genossenen Speisen. Siehe die langen schwarzen Nägel an seinen Fingern. Eben so unreinlich und unordentlich war sein ganzer Anzug. Seine Schuhe gaben sich hinten nieder, weil er sie nicht in acht nahm, die Schnallen waren unrecht und einwärts geschnallt, und an den Schuhen war noch der Schlamm und Staub der vorigen Tage. Seine Strümpfe hiengen unaufgebunden in Falten herab, waren löchrig und kothig; die Bänder an seinen Beinkleidern hiengen aufgelöset herum, die Beinkleider selbst waren zerrissen, und klebten

von Unreinlichkeit; an seiner Weste liefen zwei Straßen herunter, welche die genossenen Speisen und Getränke bei ihren Herabträufeln genommen hatten, und auf beiden Seiten sahe man große Flecken, wohin er vermuthlich seine Hände abzuwischen pflegte. Sehe eines den Rock an, an dessen Ermeln das schwarze schmutzige Hemde heraussieht, der zerrissen und voll Flecken ist, als ob er armer Leute Kind wäre, und in seinen Kleidern schlafen müßte, er scheint ihn so wenig wie seinen staubigen Hut auszuklopfen und zu bürsten; wie ein Strick hieng sein Halstuch am Halse über einem Hemde, das wie der Erdboden aussah. Wenn ich nicht wüßte, sagte der Lehrer, daß du alle diese Kleider erst vor sechs Wochen ganz neu erhalten hättest, wenn ich deine Eltern nicht kennte, und nicht wüßte, was dein guter Vater für ein ordentlicher Mann ist, wie fleißig deine Mutter wäscht, und auf Reinlichkeit hält, so würde ich dir es weniger anrechnen, allein ich kenne sie, und weiß, wie groß ihr Anliegen über deine Unreinlichkeit ist. So wie du aussiehst, so sehen alle deine Sachen, deine Lese- und Schreibebücher aus, zerrissen, voll Flecken und Schmuz, die Federn zerkaut und bis in die Mitte

schwarz, das Pennal zerschnittelt und beschmiert. Was müssen nur die Leute von dir denken! Wie leicht kannst du selbst deine guten Eltern unschuldiger Weise in Schande bringen, weil man glauben möchte, sie sähen nicht auf dich, da sie es doch nicht weiter mit dir bringen können.

Voll Schaam schlug Karl seine Augen nieder, steckte die Hände in die Taschen, und weinte.

Ich wundre mich nur, fuhr Herr Trauter nach einer Weile fort, daß du nicht schon längst krank geworden bist; doch es kann noch kommen, und wie wäre es auch anders möglich? Durch den Schmuz müssen ja die Schweißlöcher zugekleistert werden, und folglich nicht ausdünsten können. Daher siehst du auch im Gesicht so fahl und blaß aus, daher ist dein Hals so gelb wie Pergament. Gieb Achtung, ehe du dich versiehst, wird in deinen unausgekämmten Haaren sich Ungeziefer einnisten, welches Ausschlag erzeugen und dir Tag und Nacht keine Ruhe lassen wird; dann wird sich noch jeder von deinen Schulfreunden von dir entfernen, du wirst ein Abscheu vor allen Menschen seyn. Denn der Anblick eines unreinlichen und unordentlichen Menschen erregt Widerwillen und Ekel.

Ich möchte aus deinen Händen nichts essen, aus keinem Gefäß trinken, das du an deinem schmuzigen Munde zuvor gehabt hättest! Gedenke an mich, wenn du groß wirst, und immer so bleibst, dann wird niemand etwas mit dir wollen zu thun haben, noch dir irgend ein Geschäft anvertrauen, sondern jeder wird dich verachten und denken: Wer auf sich selbst nichts hält, von dem kann man auch nicht erwarten, daß er auf fremde Geschäfte halten, dabei Ordnung und Sorgfalt beweisen, und einen zweckmäßigen Lebenswandel führen wird.

Karl fühlte es nur allzuwohl, daß alles wahr wäre, was Herr Trauter sagte, allein, wie es oft vielen Menschen geht, wenn sie auch ihre Fehler einsehen, so trauen sie sich nicht Kräfte genug zu, sie abzulegen; auch wissen sie oft nicht, wie sie es mit ihrer Verbesserung anfangen sollen; so gieng es diesem Knaben auch, doch bat er wehmüthig Herrn Trauter, ihm einen guten Rath zu geben, wie er es machen solle.

Das hängt, antwortete dieser, blos von dir, von deinem guten und festen Vorsatz ab, sobald du nur ernstlich willst, so wirst du auch leicht einsehen,

sehen, was du zu thun hast. Als ein großer, erwachsener Knabe wirst du doch wohl nicht verlangen, daß dich andere reinigen sollen? Und was würde dieses helfen, wenn du dich nicht selbst schämen wolltest? Mache dir es von nun an zum wichtigsten Geschäft, dich fleißig zu waschen und ordentlich zu halten. Besiehe dich bisweilen, und verbessere das, was an deinem Anzug nicht recht ist. Krieche nicht an unreinen Orten herum, arbeitest du etwas, so sey behutsam, um dich nicht zu beschmuzen. Siehe, deine Mutter besorgt die Küche, und doch wirst du sie bei so schmuzigen Geschäften nicht unrein sehen, dein Vater arbeitet am Schreibepult und im Garten, doch wirst Du weder Dinte noch andere Flecken an ihm bemerken. Hast du diese Uebung nur erst einige Zeit fortgesetzt, dann wird dir es immer leichter, und so zur Gewohnheit werden, daß du in der Folge nicht unrein noch unordentlich seyn kannst.

Endlich kam es auch an Fritzen. Seine Fehler, seine Schadenfreude und noch einige kleine Unarten standen treulich in den Buche, denn Vater Liebreich hatte die Gewohnheit, dem lieben Lehrer alles mitzutheilen was vorgieng, damit

er Fritzen desto besser kennen lernen, und zu seiner Besserung mitwürken könnte. Doch hatte er diesmal einige Fehler in seinem Rechenexempel weniger als die vergangene Woche, auch hatte er sich beim Schreiben nicht mehr so tief mit dem Kopfe gebückt, als ehemals, und die Lehre vom Gewitter hatte er am vollständigsten und so gut gemerkt, daß er sie den kleinern Schulkindern wieder erzählen konnte. Wer gieng vergnügter mit seinem Zedel nach Hauße als Fritz!

Auch der Vater laß es mit Zufriedenheit, und nun eröffnete er ihm, daß er ihn kommenden Montag mit nach Thalbach nehmen wolle. Das war eine Freude! Er hüpfte und sprang im Hauße herum, und rief einmal über das andere: Nach Thalbach, nach Thalbach geht's, das wird ein Vergnügen geben! Er sprang seiner Mutter entgegen, die eben vom Markte zurück kam, und aus seiner Heiterkeit schon ahndete, was er ihr auch lächelnd bekannt machte. Was wird, rief er nun aus, was wird Schwester Minchen angeben, wenn sie aus der Schule kömmt, und es erfährt!

Zwanzigstes Kapitel.

Guter Fritz, diesmal besorge ich, wirst du dich irren, wenn du bei deiner Schwester auf herzliche Theilnahme rechnest. Doch, da kömmt sie selbst. Fritz springt ihr entgegen, umarmt sie, und sagt ihr: Weißt du etwas neues? Auf den Montag gehe ich mit dem Vater nach Thalbach. Da äußerte Mienchen eine große Freude darüber, vermuthlich weil sie glaubte, daß auch sie dabei seyn werde, und fragte Fritzen darum. Er konnte ihr aber nichts anders sagen, als: er wisse es nicht, zweifle aber. Jetzt hieng Mienchen ihr Köpfchen, und es traten ihr die Augen voll Wasser. Sogleich eilte sie zum Vater, um ihr Urtheil zu hören, allein auch dieser bedauerte es, daß es nicht angehe. Dies schlug Mienchens Heiterkeit ganz darnieder. Wehmüthig fragte sie: Warum darf ich nicht auch mit? Ich bin doch diese Woche gut gewesen, frage nur Herr Gärtnern, frage die Mutter, wie fleißig ich gelernt, geschrieben und gestrickt, wie ich ihr überall geholfen habe!

Lieb-

Liebreich. Da hast du wohl gethan, liebes Kind, das war deine Schuldigkeit; Wir müssen thun, was unsere Pflicht ist, auch wenn wir auf keine besondern Belohnungen rechnen können.

Minchen. Was hilft mir es denn aber, daß ich gut gewesen bin?

Liebreich. So? Hat dir es nicht genug geholfen? Du warest immer heiter und ruhig in deinem Gemüthe, bekamst keine Vorwürfe, wir waren dir gut, andere Menschen liebten dich, du bekamst noch mehr Uebung und Fertigkeit im Fleiß und andern Tugenden, welches dir in der fernsten Zukunft noch nützlich seyn wird. Ich bin diese Woche auch, wie du weißt, fleißig und gut gewesen, aber wer belohnt mich denn weiter dafür, als daß ich mit euch zufrieden gelebt, und das Bewußtseyn genieße, meine Pflichten erfüllt zu haben. Deine liebe Mutter hat ihre Pflichten zeither so redlich erfüllt, wie immer, doch verlangt sie weiter keine Belohnung. Wer nur um deswillen gut seyn wollte, damit er gelobt würde, Geld, Leckereien, schöne Kleider bekäme, Vergnügungen genießen könnte, der würde sehr bald aufhören gut zu handeln, wenn er diese Vortheile nicht

nicht sogleich vor sich sähe, ja wohl Nachtheil besorgen müßte. Er würde sich jedes Laster erlauben und denken: Dadurch erreichst du jetzt deine Absicht eher, wirst reich, geehrt und glücklich.

Merket es euch ja, lieben Kinder, man muß gut seyn, auch wenn es niemand bemerkt, auch wenn wir keinen Vortheil sondern wohl gar Nachtheil zu erwarten hätten, blos darum, weil es gut ist, weil unser eignes Gefühl uns sagt: So mußt du, so müssen alle Menschen unter den Umständen handeln, wenn es recht seyn soll. Glaubst du das?

Minchen nickte, doch fragte sie nach einiger Zeit wehmüthig: Lieber Vater, warum willst du mich denn nicht mitnehmen?

Liebreich. Ich habe es euch schon mehrmalen gesagt. Kinder haben eigentlich gar kein Recht nach denen Ursachen zu fragen, warum ihre einsichtsvollern Eltern dieses oder jenes thun oder nicht. Du weißt, wir haben dich lieb, und handeln nach Ueberlegung; folglich kannst du denken: Meine Eltern müssen es besser wissen, als ich, was gut ist, und da sie mich lieb haben,

so würden sie gewiß mein Verlangen erfüllen, wenn sie könnten, oder wenn es die Umstände erlaubten und wenn sie es für gut hielten. Doch, du sollst auch hier die Ursache erfahren. Weil der Weg für dich zu weit ist, weil es sich nicht schickt, daß ich mit zwei Kindern dem Herrn von Sommerstein zur Last falle, weil sich Mädchen nicht das Herumstreichen angewöhnen dürfen, sondern sich frühzeitig an Eingezogenheit, Häuslichkeit und Wirthschaftlichkeit gewöhnen müssen. Fritz hergegen, den ich zu meiner Gesellschaft mitnehme, soll einst wandern, und muß also das Gehen gewohnt werden, er soll lernen, wie man sich an fremden Orten und im Umgang mit Menschen von allerlei Ständen, Vornehmen und Niedern, zu betragen hat, und dergleichen. Wenn ich dir also rathen soll, so unterdrücke deinen Unmuth, entschlage dir das gehoffte Vergnügen, und überwinde dich, es deinem Bruder zu gönnen, so wird die Freude über Fritzens Glück und deine Theilnahme an seiner Freude auch dich aufheitern.

Zwar schlich sich Minchen wehmüthig und schweigend aus der Stube, und weinte sich in einem Winkel recht satt. Dies wollen wir dem

guten Mädchen nicht so übel nehmen, da sie erst nach und nach lernen muß, wie vieles Vergnügens man sich in der Welt oft zu entschlagen hat, wenn man seine Pflichten redlich erfüllen will. Nach und nach heiterte sie sich aber durch allerlei vernünftige Vorstellungen auf, und als zur Mahlzeit gerufen wurde, wusch sie die rothgeweinten Augen aus, und erschien in ihrer gewöhnlichen Heiterkeit. Ja sie konnte mit Fritzen über seine Reise scherzen, ohne sich zu betrüben.

Unter den süßesten Erwartungen und angenehmsten Vorstellungen schlich diesmal Fritzen der Sonnabend sehr langsam vorüber, denn immer wünschte er: Wenn es doch nur Sonntag, oder noch besser, schon Montag wäre! Immer zählte er die Stunden, welche noch vergehen müßten, bis es Montags früh drei Uhr schlagen könnte, denn da sollte die Reise fort gehen. Jetzt waren es noch sechs und dreißig, bald nur noch dreißig Stunden und funfzehn Minuten, und diese Summe nahm mit jedem Glockenschlage ab.

Es wurde Abend, man gieng zu Bette, und am Sonntag früh, welche Freude! da waren es nur noch ein und zwanzig Stunden bis zur Abreise. Den ganzen Sonntag konnte Fritz an nichts

anders denken, als an die Reise nach Thalbach; er aß für Freude nicht, und vergaß das Trinken; in Gedanken hatte er einen blauen und weißen Strumpf angezogen und wurde dafür ausgelacht, allein sein Vater gab ihn doch den Rath: Man müsse sich auch in der Freude zu mäßigen suchen. Sonst begehe man allerlei Thorheiten und werde leicht in der Folge zu seinem Verdruß getäuscht, wenn man sich das Vergnügen größer vorstelle, als man es nachher finde.

Das kam Fritzen sonderbar vor. Wie, sagte er, ich habe ein Vergnügen zu hoffen, Du selbst willst mir es machen, und ich sollte mich nicht freuen? Allein Liebreich erklärte ihm, daß zwischen der vernünftigen Freude und der unmäßigen, zwischen dem bisweilen daran denken, und es nicht aus den Gedanken bringen, ein großer Unterschied sey; und als dies Fritzen nicht einleuchten wollte, so sagte er: du wirst es sehen.

Er sahe es auch sehr bald ein. Er war immer in Gedanken auf der Reise nach Thalbach, und sahe und hörte nicht. Des Mittags stand er am Fenster, da gieng Wambold vorüber. Dem mußte er es sagen. Bst, bst, und im Augenblick

blick poch, poch, kling, kling, da hatte der unvorsichtige Fritz im Taumel mit dem Kopfe ein Fenster eingestoßen, und ein Splitter davon war ihm sogar in die Stirnhaut gefahren. Du hast es ja nicht glauben wollen, sagte Liebreich, nun wird am Ende aus der ganzen Reise nichts, denn mit einem Pflaster vor der Stirn kann ich dich nicht mitnehmen.

Blutend und weinend lief Fritz nach der Küche, um die Wunde auszuwaschen. Er getraute sich nicht daran zu denken, daß ihm dieser Streich um ein Vergnügen bringen könnte, das seinem Herzen so theuer geworden war. Armer Fritz, du solltest mich selbst dauren, wenn du für deine übertriebene Freude so empfindlich büßen müßtest! Auf der Treppe begegnete ihm Wambold, allein er konnte ihn nun für Jammer nichts erzählen. Treulich begleitete ihn dieser in die Küche, half ihm die Stirn abwaschen, und „es ist nur ein kleiner Riß in die Haut" rief ihm dieser zu seinem Troste zu. Wie heiterte sich Fritzens Miene auf, wie drückte er seinem Freunde die hülfreiche Hand! Wenigstens war seine unmäßige Freude gemildert worden.

Des Nachmittags wurden nun ernstliche Anstalten zur Reise gemacht, die Kleider gesäubert, alles genau untersucht und in der schönsten Ordnung und Bereitschaft in der Schlafkammer niedergelegt. Während der Abendmahlzeit wagte es Fritz behutsam allerlei Fragen zu thun. Wie weit der Weg sey? Ob viele Dörfer am Wege lägen? Zu welchem Thore es hinaus gehe? Ob Thalbach ein großes oder ein kleines Dorf sey? Wenn sie wiederkämen? und dergleichen. Nach Tische setzte sich Mutter Liebreich vor die Haußthür und führte ein heiteres Gespräch mit einigen Nachbarinnen, Mienchen spielte mit Heinzens Judithchen, die Gesellen giengen auf die Herberge, und Jakob legte sich in sein Bette. Liebreich und Fritz setzten sich in ihr Gartenstübchen, und hier entspann sich folgendes Gespräch.

Liebreich äußerte nämlich die Vermuthung, daß Fritz morgen vieles Angenehme und Nützliche sehen und erfahren werde, allein, sagte er, eine Sorge habe ich doch —

Und die wäre? Fragte Fritz.

Liebreich. Ob du dich dort auch so betragen wirst, daß der Herr von Sommerstein nicht un-

willig über dich werden darf, daß du keinen Verdruß und ich keine Schande von dir habe!

Lieber Vater, erwiederte Fritz, bist Du denn zeither mit meiner Aufführung unzufrieden gewesen?

Liebreich. Das eben nicht, auch besorge ich nicht, daß du dich grob und unhöflich aufführen wirst, denn sonst hätte ich dich nicht mitnehmen können, auch bist du ja nicht unartig erzogen worden. Ich habe vor etlichen Jahren so einen Auftritt mit angesehn. Als ich bei dem Herrn von Morgenthau auf seinem Schlosse arbeitete, kam unter andern seines Försters Sohn, ein Knabe von neun Jahren, der eben nicht höflich und sittsam erzogen zu seyn schien, des Morgens auf des gnädigen Herrn Zimmer. Er tappte herein, rückte kaum an seinem Hute, und sagte ziemlich rauh: „Guten Morgen Herr Obrister, was machst du?" Nun rennte er in der Stube herum, wo eine Tasse stand, die leckte er mit der Zunge und den Fingern aus. Alles begaffte er, alles griff er an. Die goldne Uhr des Herrn von Morgenthau hätte er beinahe auf die Erde geworfen, und bei seinem wilden Herumrennen stieß er würklich ein Konsoltischchen mit einer Tasse um, welche

che in Stücken gieng. Als ihm der Bediente wehrte, grinzte er ihn an, steckte die Zunge heraus, spuckte in das Zimmer und strich seine Schuhe auf dem Fußboden ab; kurz, er trieb den größten Muthwillen. Von allem, was auf den Tischen stand, verlangte er etwas, und dieses nicht etwan mit einer bescheidenen Höflichkeit, sondern alles foderte er mit groben Ungestümm: „Gieb mir auch ein Glas Wein, sagte er, ich will den Zwieback haben" u. dgl. So daß endlich dem Edelmann selbst die Geduld vergieng, und er diesen unhöflichen Gast beim Arm zur Thür hinaus führte, und mit dem Befehl fortschickte, nicht eher wieder zu kommen, bis er höflicher und sittsamer geworden.

Fritz sahe bei dieser Erzählung seinem Vater mit einer solchen Miene an, als wollte er sagen: daß er so etwas von ihm nicht zu befürchten habe. Liebreich wußte das wohl; allein fuhr er fort, ich muß dir doch bei dieser Gelegenheit sagen, daß ich seit einiger Zeit an vielen, besonders jungen Leuten eine Beobachtung gemacht, und eine Unart bemerkt habe, von der ich nicht wünschte, daß du jemals von ihr angesteckt würdest. Viele nehmen ein allzufreies, unbescheidnes, dreistes,

und in wahre Grobheit ausartendes Benehmen an, als ob sie sich um niemanden bekümmerten, niemanden Achtung und Höflichkeit schuldig wären. Vermuthlich haben sie von Freiheit und Gleichheit gehört, ohne die Sache zu verstehen, haben gelesen, daß man zu unsern Zeiten in Frankreich viele Stände, so wie auch den Geburtsadel abgeschafft hat, und nun glauben sie, damit wäre auch alle Höflichkeit und Sittsamkeit abgeschafft worden, der dumme wäre nun so gut, wie der geschickte Mann, der grobe so ehrbar, als der feine gesittete Mensch, und aller Unterschied, so wie jede Höflichkeit ein Cerimoniel, daran nur noch der Altmodische hänge. Da gehen sie, die neumodischen jungen Männchen, in ihren langen Beinkleidern, herunterhängenden Haaren, mit wildem, frechem Angesicht, und stampfenden Tritten vor jedem ehrlichen Manne vorüber, sehen ihm dreist in die Augen, und greifen kaum an den Hut. In Gegenwart von Personen, denen man Achtung und Ehrerbietung schuldig ist, erlauben sie sich alle mögliche Freiheiten, Unhöflichkeiten und Unarten, und denken, Wunder, wer sie sind, was sie für Künste können! Solche Leute überlegen nicht, daß man durch **Grobheit**

und

und Frechheit sich selbst mehr beschimpfet, als sie, welchen man unhöflich begegnet. Laß dich nie, lieber Fritz, durch ihr Beispiel verleiten, bleibe du höflich und bescheiden, gieb jedem die Ehre und Achtung, welche er seinem Stande nach mit Recht verlangen kann.

Aber, wendete Fritz ein, darinnen mußt Du mir doch auch recht geben, Vater, daß manche vornehme und reiche Leute sehr hochmüthig sind, und sich nur zur höchsten Noth, und selten herablassend mit Geringern abgeben, oft wissen sie nicht, ob sie einem danken sollen.

Liebreich. Das gebe ich dir gern zu, lieber Fritz, aber sind sie alle so? Kennst du nicht im Gegentheil weit mehr herablassende, gefällige Vornehme? Und was willst du denn, giebt es nicht auch in unsern niedern und bürgerlichen Ständen mitunter Thoren und Hochmuthsnarren, die sich etwas darauf einbilden, daß sie Obermeisterskinder und dergleichen sind? Wollen wir uns denn um einzelner stolzer und unhöflicher willen abhalten lassen, jeden nach Standesgebühr und Würden zu behandeln?

Fritz. Das mag seyn, allein von Edelleuten habe ich oft für gewiß gehört, daß sie sich so viel auf ihren Adel einbildeten, uns Bürgerliche hergegen ganz herabsetzten und verachteten, als ob wir schlechter und sie besser wären. So etwas kann mich doch ärgern, denn wer kann dafür, daß sein Vater ein Baron oder Bauer, General oder Handwerksmann war?

Liebreich. Liebes Kind, das ist auch übertriebnes Geschwätz, weil es in unsern Zeiten so Mode ist. Ja, ja doch, es giebt dergleichen, die so sind, wie du sagst, aber wahrlich nicht in solcher Menge, als das Geschrei ist. Ich bin durch Deutschland und Frankreich gereißt, und habe mit Adelichen viel zu thun gehabt, da habe ich nun zwar welche kennen gelernt, die sich auf ihren Stammbaum, ihre Ahnen und Vorfahren gewaltig viel zu gute thaten, stolz jeden andern, und hart ihre Unterthanen behandelten, aber ich habe auch wahrlich viele wahrhaft Edle, Menschenfreunde, helldenkende und ausgebildete Edelleute gefunden. Wenn werden wir denn aufhören, die Thorheiten und Laster einzelner Glieder dem ganzen Stande entgelten zu lassen! Ich denke manchmal bei mir: möchtest doch wissen, ob

jetzt in Frankreich viele von denen Bürgerlichen, die sich jetzt emporgeschwungen, und in die Würden und Güter der vertriebenen Edelleute getheilt haben, die edle Freiheit und Gleichheit ausüben, oder ob es nicht auch bei vielen nach dem alten Sprüchwort geht: Es ist kein Messer, das schlimmer balbirt, als wenn ein Geringer ein Vornehmer wird. Mein Grundsatz ist: Ehre dem die Ehre gebühret; jedem die äußerliche Achtung und Höflichkeit erwiesen, welche ihm nach seinem Stande zukömmt, entfernt von kriechender Schmeichelei, und dummer Unhöflichkeit. Was aber die innere Achtung, Werthschätzung und Zuneigung betrifft, über diese sind wir unsere eignen Herren, und diese kann der Reiche und der Vornehme nur durch seine wahren Tugenden, der Einfältige aber oder Niederträchtige durch nichts von uns erzwingen. Der verständige, gelehrte, geschickte und sittlich gute Mensch wird von jedem, der auch gut ist, geachtet, er sey wer er wolle, adlich oder bürgerlich, Landmann oder Gelehrter, reich oder arm, vornehm oder gering.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

„Einen schönen Gruß von meiner Grosmutter, und sie wäre krank.“

So rief ein kleines ärmlich gekleidetes Mädchen zur offnen Thür herein. Sie getraute sich nicht die Augen aufzuschlagen, sondern sahe vor sich hin, und zitterte.

Wer ist denn deine Grosmutter, liebes Kind? fragte Liebreich.

Mit schwacher, gebrochner Stimme gab das Mädchen zur Antwort: Die alte Marie Magdalene.

Ach, rief Liebreich, diese? Und sie ist krank?

Mädchen stotternd. Nein, ja, sie ist krank, und kann nichts verdienen, aber sie liegt im Bette.

Fritz mußte das Lächeln verbeißen, denn sein Vater machte eine sehr wehmüthige Miene, und so zwang er sich.

Komm doch näher, Kleine, rief Liebreich, und zweimal mußte er es sagen, ehe sich das Mädchen nur um zwei Schritte der Thürschwelle näherte. Erst beim drittenmal trat sie in das Zimmer.

Setze

Setze dich hieher auf den Stuhl, ich will etwas holen.

Das Mädchen setzte sich furchtsam blos auf die äusserste Ecke des Stuhls, und getraute sich immer noch nicht, jemanden anzusehen. Nur erst, als Liebreich sich entfernte, und Fritz sich stellte, als ob er zum Fenster hinaus sehe, wagte sie es, ihre Augen aufzuschlagen, sich im Zimmer umzusehen, und ihre Blicke besonders auf die Bilder zu richten, welche in goldnen Rahmen an den Wänden hiengen.

Jetzt drehte sich Fritz nach ihr zu, husch, waren ihre Augen auch wieder auf den Boden geheftet. Er fragte sie: Wo wohnt ihr denn?

Zu Hauße, antwortete sie. Meine Mutter wohnt bei der alten Grosmutter, und ich schlafe auf dem Boden.

Fritz. In welcher Straße steht euer Hauß?

Mädchen. Nein, wir wohnen zur Miethe.

Fritz. In welcher Gasse denn?

Mädchen. Auf den Läppchenberge, linker Hand, neben der alten Schaaffrau; die Leute heißen sie Sabine.

Fritz. Habt ihr denn auch einen Garten?

Mäd-

Mädchen. Nein, aber andere Leute. Meine Mutter hat drei Hüner, aber die laufen auf der Gasse herum.

Fritz gab sich Mühe das Mädchen dreister zu machen, allein umsonst. Er lud es ein zum Fenster hinaus zu sehen; es blieb auf der Ecke sitzen. Er wollte die Kleine mit hinab in den Garten führen, und nahm sie bei der Hand. Sie zog ihre Hand zurück, und war nicht von der Stelle zu bringen. Jetzt kam Mutter Liebreich und brachte dem Mädchen auf einem Teller ein Stücke Braten und Brod. Iß es, liebes Kind, sagte sie, und hier — sie schenkte ihr ein Glas Bier ein — trink auch einmal dazu.

Mädchen. Ich mag nicht essen.

Mutter Liebreich. So stecke es ein, und iß es zu Hauße.

Das Mädchen schüttelte. Mutter Liebreich wollte es ihr in die Hand geben, allein sie griff nicht zu; als sie es ihr in den Schooß legen wollte, fiel das Brod oben herab auf die Erde. O laß doch nichts fallen, rief Mutter Liebreich etwas empfindlich. Das Mädchen hob es sachte auf, und sagte ganz leise: Gottes Lohn.

Dieses Benehmen würde manches für Grobheit oder Verachtung gehalten haben, allein, es war nichts weniger als dieses, sondern das Mädchen war scheu. Man trifft ein solches scheues Wesen gemeiniglich bei solchen an, die nicht viel unter gesittete Leute kommen. So sind z. B. Betkelkinder und Bettelleute, die sich immer unter fremden Menschen herumtreiben, nur allzudreiste, hergegen den schamhaften Haußarmen und Niedern macht seine Armuth blöde, diese muß man daher mit Herablassung und Liebe aufzurichten suchen, denn oft haben sie jene Mißhandlungen reicher und vornehmer Unmenschen um desto furchtsamer gemacht.

Jetzt kam Liebreich zurück, und gab dem Mädchen etwas Geld, um es ihrer Grosmutter zu bringen, sich davon zu erquicken. Mit einem abermalichen „Gottes Lohn" und „gute Nacht" sprang das Mädchen eilig davon. Fritz schlich ihr in den Garten nach, und sahe durch den Zaun, daß sie mit der größten Freude und Lebhaftigkeit auf ein anderes Mädchen loßeilte, welches sie hieher begleitet, und auf sie gewartet hatte. Mit Geschwätzigkeit zeigte sie ihr alles, was sie bekommen

men hatte, schlang ihren Arm traulich um sie, und hüpfte mit ihrer Gespielin davon.

Ueber das scheue Mädchen, sagte Fritz, als er wieder zu seinem Vater kam. Es war Schade um sie; sie schien ein wohlgebildetes und gutes Mädchen zu seyn, aber wenn ein Mensch gar zu scheu ist, so macht er auch einen widrigen Eindruck auf andere.

Und dieses, erwiederte Liebreich, ist es, was ich morgen von dir besorge. Daß du zu scheu seyn möchtest. Es ist ein ganz ander Ding mit seines Gleichen anständig umzugehen, und im Gegentheil bei Personen zu seyn, gegen welche man ihres vornehmen Standes wegen, eine gewisse Ehrfurcht hat; bei denen man schon in ihrem Aeußerlichen, an ihren Wohnungen, Zimmern, Kleidern, Reden, ihrer Lebensart und allen nur möglichen Umständen einen Abstand zwischen sich bemerkt, der oft den Muthigsten aus seiner Fassung bringt, und ihn verlegen macht.

Fritz. Wahr ist es, ich habe noch nicht viele Gelegenheit gehabt, mit vornehmen Personen umzugehen, doch, denke ich, will ich mich so benehmen, daß ich den edlen Mittelweg zwischen Grobheit und Dreistigkeit, und zwischen steifer Schüch-

ternheit treffe, ohne daß deswegen mein Betragen gezwungen scheinen, und ein natürlich guter Anstand verlohren gehen soll. Das verspreche ich Dir, Vater. Ich will denken: die Großen sind ja auch Menschen wie wir, nur vornehmer.

Liebreich. Es soll mir eine Freude seyn, denn du glaubest nicht, was in der Welt oft auf den ersten widrigen oder günstigen Eindruck ankömmt, den man auf andere macht, und wie sehr man sich durch ein anständiges Betragen beliebt, geachtet und glücklich machen kann. Oft übersieht man um deswillen manchen andern Fehler, so wie man im Gegentheil seine Noth hat, andere von seinen Tugenden und Geschicklichkeiten zu überzeugen, wenn sie durch unser äußerliches Betragen wider uns eingenommen sind. Du wirst künftig oft die Bemerkung machen können, daß mancher gelehrte, geschickte und brave Mann von vielen übersehen und zurückgesetzt wird, blos weil es ihm am äußerlichen Anstande, Lebensart und einnehmenden Betragen fehlt, hergegen mancher sich emporhebt, der weit weniger innere Tugenden besitzt, aber sich beliebt zu machen weiß. Darum sollte jeder sich Mühe geben,

sich außer seinen innern guten Eigenschaften auch durch äußerlichen Anstand und gutes Betragen zu empfehlen.

Unter diesen Gesprächen kam der Abend herbei, und Fritz hüpfte vergnügt mit seinem Vater zur Schlafkammer. Hätte er sich seiner Freude nicht allzusehr überlassen, er würde eher eingeschlafen seyn, nicht geträumet, und noch besser ausgeruht haben.

Zwei und zwanzigstes Kapitel.

Kaum hatte es früh drei Uhr geschlagen, kaum krähete des Nachbars Haußhahn, kaum graute der Morgen, als Liebreich erwachte und aufstieg. Das erste was er that, als er sich etwas angekleidet hatte, war, nach dem Himmel zu sehen. Er öffnete das Fenster. Was ist das? Er schüttelt mit dem Kopfe und macht eine bedenkliche Miene! — Es sieht sehr regenhaft aus. Das Regenvögelchen, die Grasmücke singt, der Him-

Himmel ist ganz trübe, die Luft weht ganz unmerklich, lauter Anzeigen zum Regen. Fritz, Fritz, ich besorge —

Liebreich war unentschlossen, ob er ihn wecken sollte oder nicht. Als er nach den Bette gieng, da öffnete Fritz seine großen hellen, blauen Augen, und richtete sich heiter mit einem „guten Morgen" in die Höhe. Im Hui sprang er heraus, und fieng an sich zu bekleiden. Unterdessen trat Liebreich wieder an das Fenster, schüttelte von neuen den Kopf, wendete sich zu Fritzen, und sagte: Sieh einmal hinaus. Es scheint, der Himmel will uns heute prüfen, ob wir auch standhaft genug sind, ein vereiteltes Vergnügen ruhig zu ertragen. Da machte Fritz große Augen, sahe zum Fenster hinaus, und es entfiel ihm aller Muth, denn schon fieng es an ganz klar zu regnen, und der Himmel war überzogen.

Gehen wir, fragte er wehmüthig, nun nicht nach Thalbach?

Liebreich. Ich zweifle, denn zu einer solchen Reise ist gutes Wetter nöthig, auch wird der Herr von Sommerstein mich abgeredetermaßen dann nicht erwarten.

Fritz. Wir könnten ja Regenmäntel umthun.

Liebreich. Das könnten wir, und ich würde es thun, sobald die Reise unumgänglich nöthig wäre; denn in dem Fall darf man sich weder durch Wind noch Wetter abhalten lassen, allein hier kömmt es auf einige Tage nicht an.

Fritz. Also ziehe ich mich nicht zur Reise nach Thalbach, sondern zur Reise nach der Schule an?

Liebreich. Ganz gewiß. Denn wenn es auch, was ich nicht vermuthe, in einigen Stunden aufhören sollte, so ist der Weg verderbt, und die Zeit zur Hin- und Herreise zu kurz.

Da fieng Fritz bitterlich zu weinen an, und war unentschlossen, ob er sich wieder in sein Bette legen, oder ankleiden sollte. Er hüllte sein Gesicht in das Deckbette, und schluchzete laut auf. Zehnmal wünschte er, daß er lieber nichts davon gewußt hätte, dann wäre er doch in seiner Ruhe geblieben.

Liebreich, der sich einen Augenblick entfernt hatte, kam jetzt zurück, und suchte den traurigen Fritz aufzurichten. Liebes Kind, sagte er, man muß sich in der Welt gar vieles gefallen lassen Es wird dir in deinem Leben noch mancher Plan scheidern, mancher Wunsch un-

unerfüllt bleiben, und manches gehoffte Vergnügen vereitelt werden, denn es geht nicht nach unserm Kopfe, sondern wir müssen uns gewöhnen, uns in die Umstände zu fügen. Jener Mann wollte für Verdruß mit dem Kopfe die Wand einrennen, allein die Wand blieb stehen, er aber stauchte sich, und der Hals blieb ihm krumm. Dein Grosvater hatte bei solchen Gelegenheiten das Sprüchwort: Was nicht zu ändern ist, muß man geduldig tragen. Wer kann denn heute etwas dafür, daß das Wetter uns nicht günstig ist! Das schöne fruchtbare Wetter!

Allein Fritz wollte keine Vorstellungen annehmen, er schluchzete noch immer, und hob nur bisweilen sein Gesicht aus dem Bette auf, um zu sehen, ob der Regen nachlasse, aber es war an kein Aufhören zu denken, vielmehr wurde er immer stärker, und der Himmel noch trüber. Liebreich war nur froh, daß sie noch zu Hauße, und nicht vom Regen unterweges waren überrascht worden. Fritz würde sich unter andern Umständen gewiß auch gefreut haben, daß der fruchtbare Regen seine Levkojenpflanzen und Blumen erquicke, nur jetzt konnte er es nicht. Sein Vater ermunterte ihn, vernünftig zu seyn, und mit ihm zum Mor-

genbrod herab zu gehen, allein er schlug es ab, und sagte: Laß mich nur weinen, ich bin einmal traurig.

So weine dich satt, rief er ihm zu, und siehe, ob es besser wird; ob davon der Regen aufhört, der Weg trocken wird, oder ob nicht am Ende dein Auge entzündet, dein Gemüth noch trauriger, und dein Vater verdrüßlich wird.

Mit diesen Worten verließ er ihn, und gieng zu der übrigen Familie herab, welche ihn alle mit Freundlichkeit begrüßten, doch zugleich es bedauerten, daß die Reise vereitelt worden. Wo ist denn, fragte Minchen, Bruder Fritz? Kaum hörte sie mit Betrübniß seinen Zustand, da schlich sich das gute Mädchen zu seiner Kammer. Fritz sahe sich nicht um. Sie näherte sich ihm leise, bot einen „guten Morgen;" Er dankte ihr nicht. Sie streichelte seine Wange zärtlich. Er riß ihre Hand mit Ungestümm hinweg, und rief unfreundlich: Laß mich gehen! Da traten dem guten Mädchen Thränen in die Augen.

Sie entfernte sich, kam aber bald wieder, und brachte etwas unter der Schürze hervor, das sie dem Bruder in die Hand drückte. Es war ein neugeprägtes Achtgroschenstück mit einem wil-

den Mann. Sie hatte es vor einiger Zeit von ihrer Pathe zum Geschenk erhalten, und Fritz hatte es immer gern gesehen, aber jetzt — ob sie es ihm gleich schenken wollte, so schob er es doch kalt zurück, verbarg sich von neuen in das Bette und sagte: Geh nur, ich mag dein Geld nicht, und nichts; ich wollte, daß ich in Thalbach wäre!

Habe doch nur Geduld, sagte das sanfte Mädchen, der Vater meinte: Es könne ein andermal geschehen. Komm herab zum Morgenbrod — und Fritz war so unmuthig, daß er die gute theilnehmende Schwester fortgehen hieße, und ihr sehr unfreundlich begegnete. Darüber wurde Minchen zuletzt auch empfindlich und gieng. Als sie es den Eltern erzählte, hielten sie es für rathsam den kleinen Trotzkopf gehen zu lassen, bis er sich eines bessern besinnen würde.

Endlich, als das Morgenbrod verzehrt war, und jedes sich eben an seine Arbeit begeben wollte, kam Fritz trübsinnig geschlichen. Er, der sonst so freundlich war, vergaß jetzt, einen „guten Morgen" zu bieten, und von seiner guten Mutter, die ihm freundlich anredete, wendete er sich ebenfalls hinweg. Jetzt wurde Vater Liebreich

ernsthafter. Wir haben nun, rief er, alles gethan, was wir konnten, um dich zu beruhigen und aufzuheitern, aber vergebens. Weißt du was. Entweder besinne dich, oder gehe uns aus den Augen, denn du kannst uns nicht zumuthen, daß wir unsere Heiterkeit durch deinen Unmuth verdrängen, und uns deinen Unhöflichkeiten aussetzen sollen.

Das würkte. Fritz entfernte sich einige Zeit und kam darauf heitrer und freundlicher wieder zurück, er begrüßte die Eltern, küßte seine liebe Schwester, genoß sein Morgenbrod und gieng in die Schule. Man sahe es ihn zwar noch an, daß ihm etwas unangenehmes begegnet war, und auch Herr Trauter bemerkte es sehr bald, denn Fritz war lange nicht so aufmerksam als sonst, sondern zerstreut, und bisweilen in tiefen Gedanken. Dafür bekam er aber auch in sein Tagebuch die Bemerkung: „Am Montag war Fritz nicht aufmerksam, weil er sich mit traurigen Vorstellungen beschäftigte.“

Drei und zwanzigstes Kapitel.

Um vieles heitrer kam jetzt Fritz aus der Schule, indeß der Regen wieder aufgehört hatte, und die Sonne freundlich vom blauen Himmel lächelte. Da gehen wir wohl, fragte er seinen Vater, morgen nach Thalbach? Vielleicht, antwortete ihm dieser; denn du hast heute gesehen, wie wenig man etwas im Voraus bestimmen kann, da sehr leicht unerwartete Hindernisse eintreten können. Doch, schon die Hoffnung, wie angenehm war sie für Fritzen, der freudig dahin hüpfte!

Seine Mutter schickte ihn hierauf zu einem Kaufmann, der auf dem großen Markte wohnte, um ihr Gewürze zu kaufen, und Fritz that es mit Freuden, um nur einigermaßen die Unhöflichkeit wieder gut zu machen, mit welcher er ihr diesen Morgen begegnet hatte. Noch war er nicht lange auf dem Markte, als er von dorther schon einen gewaltigen Lärm hörte, Trompeten, Trommeln und türkische Musik; auch sahe er, daß die Menschen schaarenweis durch alle Straßen nach dem Markte hinströmten. Er verdoppelte seine

Schritte, und, siehe da, kaum war er um die Ecke des Haußes herum, als sich ihm auf dem Markte ein glänzender Aufzug entgegen stellte, der aus dem Gasthof herausrückte. Wohl sechzehn Personen, alle prachtvoll gekleidet, ritten auf schmuckern Pferden, die gewiß aus England waren. Voran ritt ein Trompeter; ihm folgten zwei schöne Frauenzimmer, herrlich geputzt in weißseidnen Kleidern mit rosenfarbnen Bändern, auf dem schönfrisirten Kopfe trugen sie Hüte mit Perlen, goldnen Schnuren, Quasten und hohen schwebenden Federbüschen geziert. Dann kam ein Herr in einem rothscharlachenen mit breiten goldnen Borden besetzten Rock und Tressenhut, der ein kleines Kind von etwa fünf Jahren niedlich gekleidet vor sich sitzend hatte, und hinter ihm her noch paarweiß zehn Reuter, alle sehr reich gekleidet, welche theils verschiedene Maschinen trugen, theils auf Trompeten, Waldhörnern, Klarinets ꝛc. bließen und die rauschendste Musik machten. Zuletzt ritten noch ein schwarzer afrikanischer Neger, und ein schwarzbrauner Indianer aus Amerika mit großen Trommeln. Das war eine Pracht! So etwas hatte Fritz in seinem Leben noch nicht gesehen; er war ganz außer sich.

Jetzt hielt der Zug stille, der Trompeter schmetterte, und machte hierauf bekannt: „Es wären künstliche Bereuter aus England angekommen, welche heute Abend fünf Uhr im Gasthof zum Krokodill allhier sehr prächtige Kunststücke zeigen würden.“

Was Fritz sich sehnlich wünschte, läßt sich wohl leicht errathen. Er eilte, als der Zug vorüber war, zum Kaufmann, dann schnell zurück, und kaum hatte er den Aufzug erzählt, als ihm schon die nahe Musik verkündigte, daß der Zug auch durch diese Straße komme. Alles lief empor an die Fenster und Haußthüren, und gerade in der Gegend von Liebreichs Wohnung wurde die Nachricht aufs neue bekannt gemacht. „Das muß ich sehen,“ rief Heinrich! „Das möchte ich sehen,“ sagte Fritz; und Minchen nickte: „Ich auch.“ Wie schlugen sie für Freude in die Hände, wie umarmten sie sich und hüpften herum, als ihnen der herzensgute Vater versprach, sie mit dahin zu nehmen! Allein jetzt war mit Fritzen eben so wenig etwas Vernünftiges zu reden oder anzufangen, als diesen Morgen. Hatte er sich damals von der Traurigkeit zu allerlei Ausschweifungen hinreißen lassen, so war er nun wieder wie

am

am vergangenen Sonntage außer sich vor Freude. Er hatte sonst gewöhnlich nicht viel Kindisches mehr an sich, sondern sprach mit Ueberlegung, und betrug sich wie ein erwachsener Mensch; jetzt war er wie ein Kind von sechs Jahren, er machte possierliche Sprünge, that so einfältige Fragen, und redete so unüberlegt, daß ihn die Gesellen verächtlich belachten, und der Vater unmuthig den Kopf schüttelte. Er sprach von nichts, als den englischen Bereutern, ihren Pferden, und Kleidern, und hatte keinen andern Gedanken, so, daß er bei jedem Auftrag, den man ihm gab, erst zehnmal fragte: „Was?" und dann die Sache doch verkehrt ausrichtete. So brachte er statt einem Glas ein Faß, und der Mutter statt dem Biegeleisen den Leimtiegel. Bei Tische saß er vor sich hin in den Gedanken, ließ das Essen kalt werden, dann schlang er es, ohne es zu schmecken, hinunter, und war so zerstreut, daß er nicht mehr wußte, was er gegessen hatte. Darüber wurde endlich Vater Liebreich empfindlich, man muß sich, sagte er, in der Freude eben so gut mäßigen lernen, als in der Traurigkeit, und man kann beides sehr leicht, wenn man sich weder das Glück noch Un-

glück

glück zu groß vorstellt, sondern bedenkt, daß das Uebel sein Gutes, und das Glück auch sein Unangenehmes habe.

Der Mensch, sagte Mutter Liebreich, ist doch ein sonderbares Geschöpf, weil er so gar leicht in beiden Fällen in der Traurigkeit und Freude zu viel thut! Hätte Fritz das Regenwetteer vermuthen können, so würde er nicht die Fenstertafel eingestoßen und sich verletzt haben; hätte er diesen Morgen etwas von den englischen Bereutern ahnden können, so würde er sich beruhigt, wohl gar über den Regen gefreut haben, der ihn von jener Reise abhielt.

Fritz. Wer kann freilich die Zukunft voraus wissen?

Liebreich. Die können wir zwar nicht voraus wissen, aber das sagt uns hundertfältige Erfahrung, daß kein Glück und kein Uebel so groß ist, als es sich die Menschen vorstellen, und darum sollte man sich in beiden Fällen ruhiger verhalten, und gelassener die Zukunft erwarten.

Heinrich machte hier den Einwand, daß alsdann das menschliche Leben leicht allzustill, und leise dahin schleichen würde, und daß die Menschen zuletzt ganz gefühllos werden möchten; allein

lein Liebreich beantwortete diesen Einwurf damit, daß er meinte: Man würde freilich kein Jubelgeschrei taumelnder Menschen, kein Lärmen tobender Trunkbolde, keine lächerlichen Possen und Sprünge ausschweifender Fröhlichkeitsbrüder in der Welt hören und sehen, allein, fuhr er fort, besteht denn darinn die Freude, das wahre Vergnügen? Winselnde, verzweiflungsvolle, für Jammer laut aufschreiende, die Hände ringende und sich unsinnig geberdende Menschen, würde man im Gegentheil auch nicht mehr finden, aber deswegen würde das süße Gefühl des Vergnügens, des Mitleids über anderer Leiden, die Empfindung des eignen Schmerzes, die uns weise und gut machen soll, sich keines Weges verlieren, Thränen der Freude oder des Schmerzes würden gleichwohl verweint werden, nur ohne heftige und schädliche Ausbrüche, sondern mehr im Stillen.

Da gebe ich Dir recht, lieber Mann, rief Mutter Liebreich, es kann sich der Mensch in der That durch solches Uebermaaß schaden.

Das will ich meinen, antwortete Liebreich. Man hat ja Beispiele, daß Menschen von übermäßiger Freude so angegriffen wurden, daß sie auf der Stelle vom Schlag gerührt dahin sanken.

Mut-

Mutter Liebreich. Was machte nicht meiner Mutter Stiefbruder für übermäßiger Freude für einen dummen Streich! Ohne daß er etwas davon wußte, hatte ihm sein Pathe in seinem Testament achthundert Thaler vermacht. Der Notarius, welcher das Testament gemacht hat, läßt nach des Pathen Tode meinen Bruder zu sich kommen, benebelt ihn erst mit Wein, und fragt ihn im Scherz: „Was giebt er mir, wenn ich ihm zu einer Erbschaft verhelfe?" Mein Bruder ist ganz außer sich für Freuden und spricht ohne Ueberlegung: Wenn das wäre, gleich den dritten Theil. „Topp; es gilt," er giebt die Hand darauf. Nicht wahr mein Bruder mußte ihm 266 rthl. abgeben? da jener mit zehn Thalern auch zufrieden gewesen wäre.

Liebreich. Du mußt es noch wissen, Mutter, wie es dem jungen Meister Urban gieng, wir waren ja mit auf der Hochzeit! an das Schrecken will ich denken. Wir sitzen über der Mahlzeit, da kömmt die Nachricht: Urbans Bruder sey aus Ostindien angekommen. Rasch sprang der Bräutigam hinter dem Tische vor, über Tisch und Bänke, die Treppe hinunter, — da lag er. Er hatte einen unbehutsamen Sprung gethan, und

sich

sich nicht allein den linken Fuß zerbrochen, sondern, was das schlimmste war, das Netz hier im Unterleibe, welches die Gedärme zusammen hält, war zerrissen, die Gedärme traten heraus, er bekam einen Bruch, und starb am eilften Tage nach der Hochzeit am Brande.

Christian. In unsern Städchen nahm auch einmal die allzugroße Freude ein trauriges Ende. Es hieß: des Kantors Tochter habe geheirathet, und zwar einen sehr reichen Pachter zehn Meilen von uns. Nach einigen Tagen kam er auch in einem schönen Kutschwagen, mit vier Füchsen bespannt, und in einem prächtigen Aufzuge an. Das war eine Herrlichkeit in des Kantors Hause! Täglich wurde traktirt, das Mädchen schaffte sich die theuersten Kleider und Mobilien an, die Hochzeit wurde mit allem möglichen Aufwand gefeiert, das Geld wurde in lauter Freuden gleichsam weggeworfen, jedermann beschenkt und traktirt, die Eltern waren wie albern, und die Tochter wußte nicht, wie sie den Kopf hoch genug tragen wollte; es gieng auf einen solchen Fuß her, als ob Millionen zu verzehren wären, denn der Bräutigam sollte sehr reich seyn, und das Mädchen hatte auch etwas im Vermögen. Aber die Herrlichkeit währte

kaum zwei Jahr, da kam die Tochter bei Nacht und Nebel auf einem Karrn wieder mit einigen Gepäcke bei den Eltern an, und es hieß, der Pachter habe sich Schulden halber nicht länger erhalten können, und sey mit der noch übrigen Baarschaft auf und davon gegangen.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Jakob, welcher während des Gesprächs Bier geholt hatte, kam jetzt mit der Nachricht zurück: Der Leidebitter sey im Hauße gewesen, und habe es angemeldet, daß die Frau Fourier Haken diesen Morgen gestorben wäre.

Wie, rief Mutter Liebreich, und faltete die Hände, die Frau Fourier Haken ist entschlafen? Nun, Gott sey gelobt, so sind ihre Leiden vorüber! Die gute Frau hat viel ausgestanden.

Und ist, fuhr Liebreich fort, ein Opfer ihrer allzugroßen Traurigkeit geworden.

Mutter Liebreich. Ja wohl, ja wohl. Voriges Jahr starb ihr einziges Kind, ein allerlieb-

ster Junge von sieben Jahren an den Blattern. Der Vater hatte sie ihm wollen einimpfen lassen, allein sie hatte es nicht zugegeben. Nun bekam das Kind die natürlichen Pocken und starb. Das nahm sie sich so zu Gemüthe, daß sie nicht froh wurde. Was hat sich die Frau im Anfang geberdet! Sie warf sich auf das todte Kind, und wollte es gar nicht beerdigen lassen, dann raufte sie sich die Haare aus, wälzte sich auf der Erde herum, kratzte mit den Händen im Fußboden, wurde leuteschey, und endlich, da sie an gar nichts als diesen Trauerfall mehr dachte, zerrüttete sie ihren Körper und ihre Seelenkräfte so sehr, daß sie melancholisch wurde, und sich endlich auszehrte.

Fast eben so gieng es meiner Schwester, erwiederte Heinrich. Diese kam auch von Gedanken, weil sie einen jungen Menschen nicht heirathen durfte, da sie die Thorheit begangen und sich heimlich an ihn versprochen hatte. Bald gieng sie still vor sich hin, und sah und hörte nichts, bald rasete sie, daß wir an ihr halten mußten. Oft weinte sie Tage lang, dann lachte sie wieder aus vollem Halse über alle Kleinigkeiten. Jetzt lief sie im bloßen Hemde herum, und wenn es ihr einfiel, putzte sie sich in ihre schönsten Klei-

der,

der, und trat an das Fenster, oder legte sich mit denselben in das Bette. Lieber Gott, wir haben sie müssen in das Irrenhauß bringen, wo sie seit ihrem zwei und zwanzigsten Jahre sich befindet.

Durch solche heimliche Liebe, erwiederte Christian, machen sich gar viele Menschen unglücklich. Auf solche Weise habe ich auch einen Bruder verlohren. Einen Menschen noch einmal so stark als ich, blühend wie eine Rose, und so heiter, daß er der lustige Sachse hieß. Siehe, der Mensch wollte es durchaus erzwingen, daß ihn seines Meisters Tochter heirathen sollte, und da es diese nicht thun wollte, so nahm er sich diesen Fall so nahe, daß er, wie der Arzt sagte, an einer Gemüthskrankheit starb. Wenn er sich diese Sache entschlagen konnte, er hätte das beste andere Mädchen bekommen können. Wir gaben uns alle Mühe ihn zu zerstreuen, allein er vermied alle Gesellschaft, und blieb immer vor sich. Nahmen wir ihn auch mit wohin, so verdarb er uns durch sein Klagen, Winseln, Weinen und Händeringen alles Vergnügen.

Ehe ihr bei mich in Arbeit kamet, hatte ich einen ähnlichen Auftritt mit einem Gesellen aus

Koblenz. Der mochte wohl so ein zärtlich und weicherzognes Muttersöhnchen gewesen seyn, denn er war sehr empfindlich, und konnte gar nichts ertragen. Wenn er sich nur riß oder sonst verletzte, und Blut sahe, da wollte er schon ohnmächtig werden. Dieser wurde bei mir an einem Faulfieber krank. Was hat sich der Mensch geberdet. Der Arzt versicherte, die Umstände wären so gefährlich nicht, und wenn er sich in acht nähme, so hoffe er ihn bald wieder herzustellen. Allein Ziegler, so hieß er, wollte vergehen. Er warf sich im Bette herum, rang und wand die Hände, weinte und schluchzte Tag und Nacht. Ach, ach, ach, rief er immer aus; Ich habe oft gehört, die Faulfieber wären tödtliche Fieber, nun muß ich sterben, ich junges Blut! Was werden meine armen Eltern angeben, wenn sie hören, daß ich gestorben bin; Die werden weinen! Und ich bin nicht bei ihnen! Wenn sie doch hier wären! So gieng es beständig fort. Wollte ich ihm Arznei eingeben, so schlug er es ab, und rief: Ich mag nichts, ich muß doch sterben. Und dazu hätte es leicht kommen können, denn der Arzt versicherte: Durch solche traurige Vorstellungen und durch sein ängstliches Benehmen schwäche

er seine Kräfte noch schneller, und erhitze sein Blut noch mehr, als wenn er sich ruhig verhielt. Das Fieber ward würklich täglich heftiger und die Krankheit gefährlicher, es währte nun desto länger bis er wieder hergestellt wurde.

Unsern Herrn Pfarrer rührte der Schlag, erzählte Heinrich, bei der Nachricht, daß sein Sohn unter die Soldaten gegangen wäre. Hätte er diesen Vorfall ruhiger ertragen und sich am Leben erhalten, so würde er jetzt seine Freude an ihm sehen, denn er ist ein trefflicher Offizier geworden, der überall wohlgelitten ist.

Ich weiß den Fall, erwiederte Christian, daß sich ein Pachter aus Trübsinn und Verzweiflung erschoß, weil ihm seine Erndte verhagelt war.

Solcher traurigen und schrecklichen Fälle, beschloß Liebreich, giebt es unsäglich viele, wo viele Menschen aus allzugroßer Traurigkeit Selbstmörder geworden sind. Sie stellten sich das Unglück weit größer vor, als es würklich war, und da sie in der Angst, von ihren Vorstellungen betäubt, kein Mittel vor sich zu sehen glaubten, sich zu erretten, kamen sie auf so einen betrübten Entschluß. Wären sie ruhig geblieben, so würde ihnen der

liebe Gott durch vernünftige Betrachtung und Ueberlegung gewiß einen Ausweg gezeigt haben. Man muß in der Welt nur Geduld haben, und man wird dann finden, daß das, was wir für das größte Uebel hielten, in der Folge der Weg zu desto größern Nutzen und Vergnügen für uns wird. Was hat man denn davon, wenn man sich todt grämt?

Hm, sagte Fritz, wissen möchte ich doch, in wiefern der heute mir vereitelte Spatziergang zur Beförderung meines Nutzens und Vergrößerung meines Vergnügens gereichen würde.

Liebreich. So? das siehst du jetzt noch nicht ein? Die Zukunft kann es noch besser lehren, achte nur auf jeden auch den kleinsten Umstand. Bedenke aber auch, daß du nicht allein auf der Erde bist, auf den der liebe Gott in seinen Einrichtungen Rücksicht nehmen müsse, und daß oft andern das heilsam ist, was wir für Uebel halten.

Leider bekam Fritz heut in der Schule abermals wegen seiner Zerstreuung die Bemerkung in Herrn Trauters Tagebuch: Daß er sich durch die Vorstellung eines Vergnügens so sehr habe überwältigen lassen, daß er weniger aufmerksam gewesen. Ihm sowohl als seiner Schwester kam

der heutige Aufzug nicht vor den Augen hinweg. Immer sahen sie nach der Stundenuhr, ob der Sand bald im letzten Glase durchrinnen werde, sehnlich zählten sie jeden Seigerschlag. Darüber wurde ihnen die Zeit sehr lang, denn die Zeit gieng ihren langsamen Gang fort, ohne sich an ihre Wünsche zu kehren. Besser hätten sie gethan, wenn sie sich die Stunden durch Fleiß und Aufmerksamkeit verkürzt, angenehm und nützlich vertrieben hätten.

Doch endlich mußte es gleichwohl vier Uhr schlagen, und nun eilte man aus der Schule nach Hauße. Man kleidete sich an, genoß etwas Speise, und nun gieng Vater, Fritz, Minchen, Heinrich, Christian und sogar Jakob zum Hauße hinaus immer durch die Straßen zum Krokodill.

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Das war ein Auftritt! Im großen Hofe des Gasthofs war ein weiter runder Platz mit klaren Sand überschüttet, und rings herum mit einem Ge-

Geländer von Bretern beschlagen, hinter welchem die Zuschauer standen. Oben auf den Gängen und an den Fenstern der Seitengebäude befanden sich die Vornehmen aus der Stadt in ihren schönsten Putz, und am Ende des Platzes saßen die Musikanten, welche die herrlichste Musik machten. Die Kinder waren ganz außer sich vor Vergnügen; jedes nickte seinen Bekannten zu und freute sich, es hier zu sehen, jedes Erwartung war gespannt. Viele unterhielten sich während einer Pause von den schönen Pferden, oder den prächtigen Anzuge der Reuter, und manche wollten es gar nicht glauben, daß diese Schwarzen von Natur so wären, ob man es gleich dem einen an dem kurzen wolligen Haar, den aufgeworfenen Lippen, der stumpfen Nase und andern Kennzeichen sehr leicht ansehen konnte, daß er ein gebohrner Neger war. Eben so konnte man es leicht an dem Unterschied der Farbe, der Bildung und des Anstandes abnehmen, daß jener ein ander Vaterland haben müsse.

Auf einmal erhob sich ein rauschender Marsch mit türkischer Musik, und kündigte den Anfang des Schauspiels an. Nun kam der Zug in eben der Ordnung wie diesen Morgen hervor, und

ritt

ritt dreimal im Kreise herum. Die Zuschauer wurden begrüßt, und selbst die Pferde schienen sich bald zu beugen, bald zu bäumen und nach dem Takt der Musik zu tanzen. So waren sie abgerichtet. Jetzt begab sich der Zug wieder hinweg. Nun kam ein Reuter auf einem prächtigen Engländer hervorgeritten, und jagte im vollen Galoppe in der Runde des Kreises herum, während dessen er allerlei künstliche Sprünge auf dem Pferde machte. Bald sprang er mit gleichen Füßen auf den Sattel, bald auf den Hals, bald hinten auf. Jetzt sprang er in die Höhe, drehte sich herum, und saß rückwärts auf dem immer frisch fortgaloppirenden Pferde.

Bald kam ein andrer Reuter mit einem andern Pferde hervor, welcher im Anfang die nämlichen Kunststücke machte, hernach zu andern übergieng. So trat dieser mit einem Fuß auf den Sattel, und führte den andern Fuß zum Munde; doch blieb er im Gleichgewicht und das Pferd im gestreckten Galopp. Jetzt legte er sich queer über das Pferd, hob eine Pistole von der Erde auf, und schoß sie loß. Jetzt balancirte er auf dem Pferde liegend mit einem Degen, dessen Spitze auf seiner Stirn stand.

Nun kam das eine Frauenzimmer sehr prächtig geputzt, alles mit Gold und Silber besetzt, mit zwei Pferden zugleich hervor, trat mit dem einen Fuß auf dieses, mit dem andern auf jenes und machte verschiedene Sprünge. Sie ließ sich noch ein Pferd geben, band ihre Zügel zusammen, und tanzte auf ihnen herum, als ob sie auf festen Boden wäre, ohne einen Fehltritt zu thun, ohne daß die Pferde gestrauchelt wären, die vielmehr so genau abgerichtet waren, daß sie wie angeschnürt keines weiter ausschritt als das andere. Gleiche Kunststücke machte das andere jüngere Frauenzimmer, welches vortrefflich reiten konnte. Der Herr dieser Gesellschaft kam jetzt stehend auf dem Pferde hervor geritten, das kleine Kind auf dem Arme, welches er auf seine Schultern treten ließ und so mit ihm im Galopp herum jagte. Das Kind mußte sich vor und rückwärts biegen, und er sprang mit demselbigen auf dem Pferde herum. Viele von den Zuschauern hielten die Hände vor ihre Augen um es nicht stürzen zu sehen, denn es war so gefährlich, daß man es alle Augenblicke befürchten konnte; das Kind lächelte, klatschte bisweilen in die Händchen, und verbeugte sich gegen die Zuschauer, welche ihm mit den

Händen Beifall zuklatschten. Endlich machten die andern Bereuter noch eine Menge Kunststücke. Der Eine z. B. sprang vom galoppirenden Pferde über ein Band, welches man über zwei Ellen hoch darüber hielt, und doch wieder auf das Pferd zurück. Der Andere überschlug sich vom Pferde aus in der Luft zweimal, und traf doch wieder des Pferdes Sattel. Sodann sprang er durch Reife, die wie ein großes Faß gestaltet, vorn und hinten mit Papier überzogen waren, hindurch, überschlug sich in demselben, und sprang hinten wieder auf das unten vorüber galoppirte Pferd. Da erhob sich unter den Zuschauern ein Beifallgeschrei und Händeklatschen, daß man kaum die Musik vernehmen konnte. Sonderbar, Meister Liebreich sahe ganz ruhig zu, und klatschte nicht mit!

So machten auch die beiden Schwarzen, so dick und fett sie waren, Kunststücke, welche die Geschmeidigkeit ihres Körpers zeigten, und endlich belustigte man die Zuschauer mit einem kleinen abgerichteten Pferdchen, welches allerlei Possen machte, und allgemeines Gelächter erregte. Zuletzt wurden noch eine große Menge Künste durchs Gleichgewicht oder sogenannte Balancierkünste gemacht, wor-

worinnen diese Leute eine außerordentliche Geschicklichkeit und richtiges Augenmaaß zeigten. Nachdem nun die Zuschauer auf solche Weise einige Stunden waren unterhalten worden, erhob sich wieder ein Marsch mit türkischer Musik, die Gesellschaft zog wie zu Anfang im Kreise herum, kündigte für Morgen wieder neue Kunststücke an, und das Schauspiel hatte ein Ende.

Jetzt giengen die Zuschauer auseinander, und jeder fällte nach seiner Meinung ein Urtheil darüber. Viele versicherten: so etwas in ihrem Leben nicht gesehn zu haben, andere: daß man kaum glauben könne, daß der menschliche Körper zu solchen Geschicklichkeiten und Beugungen fähig gemacht werden könne; wieder manche tadelten dieses und jenes, und einige, die noch abergläubisch waren, hielten es alles gar für ein Blendwerk, das diese Tausendkünstler den Leuten vor die Augen zu machen wüßten, ohne, daß es würklich also sey. So etwas, meinten sie, gehe nicht von rechten Dingen zu, und solche Zauberer stürben auch gemeiniglich keines natürlichen Todes, sondern stürzten die Hälse. Dabei erzählten sie noch vieles, von ihren Großmüttern selgen her, was diese ihnen weiß gemacht hatten. Allein

diese fanden gar keinen Glauben mehr, sondern man setzte ihnen das Sprüchwort entgegen: Geschwindigkeit sey keine Hexerei, und Uebung mache den Meister.

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Nun, wie ist es denn gegangen, fragte Mutter Liebreich, als sich die Familie wieder zu Hause einfand, wie hat es Euch denn gefallen?

Außerordentlich, Mutter, schrie Fritz mit großen Augen, Du hättest es sehen sollen! So etwas sieht man nicht alle Tage.

Allein Minchen versicherte, wenn man ihr viel Geld geben wollte, sie solle es morgen noch einmal sehen, sie könne es nicht. Angst und bange sei ihr gewesen, daß jeden Augenblick einer stürzen, den Hals oder ein Glied brechen, oder sonst ein Unglück nehmen möchte. Besonders habe sie das Kind bedauert. Im Anfang sey es so ängstlich gewesen und habe gezittert und gebebt,

bebt, bis es in der Folge durch Zureden Muth bekommen und dann gelacht und geklatscht habe. Aber prächtig, fuhr sie fort, war der Anblick; und nun erzählte sie der Mutter den ganzen Anzug der schönen Frauenzimmer vom Kopf bis zu den Füßen auf das genaueste. Hierauf erzählte jedes, was ihm besonders auffallend gewesen war. Was das für Geschicklichkeit und Uebung voraussetzt, sagte Heinrich während des schnellsten Galopps eines Pferdes über ein Band, durch ein Faß zu springen, und doch das Pferd wieder zu treffen! Christian erinnerte an das Kunststück, wo der eine auf dem galoppirenden Pferde ganz frei gestanden, dabei Aepfel in die Luft geworfen, und sie mit den Gabeln in beiden Händen wieder gefangen habe, ohne daß es ihm nur ein einzigesmal verunglückt wäre; und Jakobs Bewunderung war am meisten auf das Kunstpferdchen gefallen.

Nachdem man der Mutter so ziemlich alles ausführlich erzählt hatte, warf Vater Liebreich die seltsame Frage auf: Was hältst du Fritz von diesen Leuten, und ihren Kunststücken, und was hast du oder die menschliche Gesellschaft für Nutzen davon?

Fritz

Fritz gerieth in der That über diese Frage in Verlegenheit; denn daran hatte er nicht gedacht, und einen eigentlichen Nutzen konnte er nicht finden. Sie haben uns doch, fuhr er nach einigem Nachsinnen fort, angenehm unterhalten.

Liebreich. Angenehm? sagst du. Hast du würklich immer mit Vergnügen zugesehen? Ward dir nicht auch bisweilen wie Minchen bange?

Das konnte Fritz nicht läugnen. Er sann weiter nach. Endlich meinte er, man könne wohl dadurch reiten lernen.

Liebreich. Von diesem blosen Anblick zweifle ich. Indeß das wäre noch so etwas. Denn geschickt reiten zu können, ist keine unrechte Sache, und vielen, denen ihr Beruf das Reiten nöthig macht, würde es allerdings nützlich seyn, wenn sie lernten, wie man mit Vortheil sich schnell auf ein wildes Pferd schwingen, oder bei einer Gefahr sicher von einem ausreißenden, sich bäumenden oder stürzenden Pferde herabspringen kann. Dazu wären aber die vielen andern Kunststücke nicht nöthig.

Ich bin manchmal, fuhr Minchen fort, zusammen gefahren, wenn ich einen Reiter galoppiren

ren hörte, und besorgte ein Unglück, aber jetzt bin ich etwas dreisster geworden.

Mutter Liebreich. Ist mir etwas empfindlich, so ist es das abscheuliche Sprengen mit den Pferden durch die Straßen, und ich verdanke es unsrer guten Obrigkeit tausendmal, daß sie es jetzt scharf verboten hat. Das mag wohl eine große Kunst seyn, so unvernünftig mit einem armen Thier zu galoppiren, sein eigen Leben in Gefahr zu setzen, und das Vieh selbst so zu martern, wie es manche thun, um sich groß damit zu machen! Wie manches Unglück ist nicht dadurch entstanden, da sie oft Kinder oder alte schwache Personen, die nicht ausweichen konnten, umgeritten haben.

Liebreich. Ich sehe wohl. Einen eigentlichen Nutzen bringen wir nicht heraus, und es wäre also wohl besser gewesen, wenn diese Leute etwas nützlicheres gelernt, und ihre Geschicklichkeiten auf eine edlere Kunst verwendet hätten. Die armen Pferde würden auch zu bessern Entzwecken gebraucht werden können, als daß sie hier so gemartert werden.

Ich merkte Dir es wohl an, Vater, sagte Fritz, daß es Dir eben kein Vergnügen machte,

denn Du bliebest immer gleichgültig, wenn auch die andern lachten, und schwiegest stille, wenn die andern lobten und prießen.

Liebreich. Mir fiel bloß dabei ein: Wie vortrefflich der menschliche Körper eingerichtet seyn müsse, daß er so gelenksam, so geschmeidig, und durch Uebung zu so vielen Geschicklichkeiten fähig gemacht werden kann. Was läßt sich also nicht mit einem solchen Körper ausrichten, wenn er zu nützlichen Geschäften angehalten, und zu künstlichen Arbeiten geschickt gemacht wird! Wozu nützt denn aber das Springen und Krümmen, das Balanciren und Verrenken?

Vater, da hast Du recht, schrie Minchen. Weißt Du noch, wie das arme Kind gemartert wurde, wie es sich rückwärts mit dem Kopfe bis auf den Tisch beugen, dann die Füße seitwärts ausbreiten mußte, hu, hu, hu, mir schaudert noch, wenn ich daran gedenke; ich dächte, alles müßte bei solchen Menschen verrenkt und ausgedehnet seyn!

Mutter Liebreich. Was wollen solche Menschen anfangen, wenn sie gebrechlich oder alt werden, und sich von solchen brodlosen Künsten nicht mehr ernähren können!

Liebreich. Ich lasse mir körperliche Uebung gefallen, und wünschte, daß die Menschen von Kindheit an, doch mit Behutsamkeit und unter gehöriger Aufsicht angehalten würden, ihren Körper so geschmeidig, gelenksam und geschickt zu machen als es nur möglich ist, denn das schafft unbeschreiblichen Vortheil. Was ist es nicht für ein Uebel, wenn Menschen, die das Alter noch lange nicht unthätig gemacht hat, so steif und unbiegsam daher gehen, wie hölzerne Drechslermännchen, und nichts mit einer Geschicklichkeit anfangen können; allein, wie gesagt, nur nützliche Geschicklichkeiten müssen es seyn. Daß wir uns mit dem Kopfe hinterwärts beugen lernten, brauchen wir nicht, aber unser Rücken muß so geschmeidig bleiben, daß wir uns bücken können, ohne beim Aufrichten zu ächzen. Geschickt zu reiten ist gut, aber wozu Luftsprünge auf Pferden zu machen! Sich üben, Lasten auf dem Kopfe

oder Schultern zu tragen, ist sehr heilsam, aber wozu solche Piramiden von Menschen über einander, wie sie diese Künstler machten? Ueber ein Pferd hinweg zu springen, ist lange so nützlich nicht, als über einen Graben springen lernen; auf Seilen werden wir so leicht nicht zu gehen haben, allein schmale Stege giebt es überall, wo es uns wohl thut, wenn wir ohne schwindlich und ängstlich zu werden, darüber gehen können. Sich in Gefahren an Seilen hinauf oder herab lassen zu können, behutsam klettern und steigen, mit Vorsicht schwimmen zu lernen, um sich oder andere zu retten, das, das sind nützliche Künste, die lernt man aber weder von Bereutern noch Seiltänzern, sondern von geschickten und geprüften Männern.

Sollten diese Künstler nicht Nachahmer finden, meinte Mutter Liebreich, so würde es mich wundern.

Das wolle der Himmel nicht, erwiederte Liebreich, denn mir sind traurige Fälle von solcher Nachahmung bekannt. So erinnere ich mich aus der deutschen Zeitung, daß in Canth, einem Städtchen in Niederschlesien, einige Knaben durch

einen Balancierkünstler zur Nachahmung gereizt worden, und lernen wollten, auf dem Kopfe zu stehen. Da dieses nun nicht sogleich gelingen will, binden die übrigen Knaben einige von ihren Kameraden so an Bäume an, daß sie mit dem Kopf unterwärts stehen. Nicht lange befinden sie sich in dieser Lage, als ihnen das helle Blut zum Halse heraus schießt. Die übrigen Kinder, anstatt sie loßzubinden, laufen vor Schrecken davon, und als sie endlich von andern Leuten entdeckt werden, ist es zu spät, so daß diese Kinder, aller angewendeten Mittel ungeachtet, starben. Eben so erinnere ich mich, daß einst zwei Kinder auf einem Seil wollten gehen lernen, und es am Ofen und Fenster befestigen, als der eine darauf treten will, fällt der Ofen zusammen, und der Knabe zerbricht das Rückgrad.

Mutter Liebreich. Ihr kennt ja den einäugigen Markthelfer; der ist eben durch solche Narrenpossen um sein gesundes Auge gekommen. Er will es als ein kleiner Junge auch einem solchen Künstler nachmachen, nimmt seines Vaters Degen, stellt die Spitze auf die Stirn, und will so balanciren, allein der Degen glitscht ab, und die Spitze sticht ihm durchs Auge.

Darum, sagte Christian, und schüttelte bedenklich den Kopf, darum heißt es: Narrenspiel will Raum haben.

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Fritz, wach auf!

So rief am frühen Morgen Vater Liebreich an Fritzens Bette.

Aufwachen und herausspringen war das Werk eines Augenblicks. Nun konnte er leicht errathen, daß es mit der Reise nach Thalbach ernstlich gemeint sey. Er zog sich an, und sein Vater weidete sich unterdessen an dem herrlichen Anblick des anbrechenden Morgens. Zwar war es noch dämmernd, aber die frühen Vögel waren schon wach, und zwitscherten unter den Zweigen der Bäume. Der Himmel versprach einen herrlichen Tag, und der Thau rieselte stark von den Blättern des Kirschbaums am Fenster. Nur unter den Menschen herrschte noch Ruhe und

Stille, welche bloß bisweilen durch das Rasseln eines Müllerkarrns, das Trappeln eines Pferdes oder den Peitschenknall eines Fuhrmanns unterbrochen wurde.

Als beide reisefertig waren, genossen sie etwas Speise und Trank, und schlichen sich leise zur Hausthür hinaus. Sie wanderten durch die stillen Straßen der Stadt, wo der größte Theil der Bewohner noch im süßen Schlafe lag. Nur hie oder da schraubte ein wacher Handelsmann seinen Laden auf, oder ein emsiger Handwerker öffnete die Thür, um sich Wasser zu holen. Je näher sie dem Stadtthore kamen, desto lebhafter wurde es. Da begegneten ihnen schon Tagelöhner, die mit ihren Werkzeugen auf das Feld giengen; Landleute, welche mit Früchten, Milch und andern Nahrungsmitteln herein kamen; Fuhrleute, welche Güter und Waaren hereinbrachten oder ausführten; hie und da auch ein früher Spatziergänger, der sich durch die stärkende Morgenluft erquicken, und durch den Anblick der schönen Erde zu seinen Berufsarbeiten aufheitern wollte. Auf Fritzen machte alles dieses einen angenehmen Eindruck, zumal da es ihm

un=

ungewohnt war, und heiter hüpfte er neben seinem Vater daher.

Als sie vor das Thor kamen, sangen sie ein fröhliches Morgenlied, in welchem sie auf die schöne Natur und ihren guten und weisheitsvollen Urheber aufmerksam gemacht, so wie zu einen weisen Genuß des Lebens erwecket wurden; singend setzten sie ihre Reise fort.

Sie waren noch nicht weit gegangen, als sie schon einen Taglöhner einholten, der vor dem Thor sehr weit voraus war, denn sie führten beide einen raschen Schritt, und fiengen schon an zu schwitzen. Der Taglöhner, es war ein Bekannter, begrüßte sie mit einem guten Morgen und wunderte sich, daß er sie schon so früh antreffe. Sie erzählten ihm ihre Reise, und er freute sich, daß sie einen so schönen Tag getroffen hätten. War das nicht, fuhr er nach einer Weile fort, gestern früh ein kostbarer Regen! Man möchte sagen: Jeder Tropfen war seinen Dukaten werth. Wir haben lange darauf gehofft, denn man konnte für Dürrung nicht mehr in den Erdboden arbeiten, und alles wollte verwelken und verdorren. Gott sey tausendmal Dank dafür! Das letztere Gewitter war auch gut;

aber es hat hie und da verhagelt, und hat auch wie die meisten Gewitter nur seinen Strich gehalten. Dort hin nach dem Wäldchen zu, ist kein Tropfen Regen von ihm hingekommen, allein der gestrige Regen hat weit und breit erquickt. Er war auch so sanft, daß er die Erde erst erweichte und dann recht eindringen konnte, da im Gegentheil oft die Gewitter durch ihren Gußregen den Erdboden nur noch fester schlagen, das Eindringen verhindern und manches verschlemmen.

Fritz sahe seinen Vater an, und dachte. Was dachte er wohl? —

Jetzt fand der Taglöhner den Acker, auf welchem er das Unkraut aus den Bohnen hacken, und die Erde auflockern sollte. Er warf sein Werkzeug ab, zog seine Jacke aus, und wünschte eine vergnügte Reise. Als sie allein waren, äußerte Liebreich den Gedanken: Sonderbar, sagte er, ist es oft in der Welt, worüber sich bisweilen ein einzelner Mensch betrübet, dafür danken tausende dem lieben Gott, und oft befördert dieses selbst jenem Unzufriednen sein Wohl, ohne daß er es glaubt!

Sie kamen an einen Berg, an welchen sie hinaufsteigen mußten, und es wurde ihnen so beschwerlich, daß sie immer stärker zu schreiten anfiengen. Zu ihren Glück trafen sie hier einen Landboten an, der vor ihnen aus der Stadt gekommen war. Er hatte seinen Stock unter sein Reff gestützt, und ruhte aus. Man grüßte sich, und unsere Reisenden blieben ebenfalls stehen, um zu verschnauben. Sie freuten sich, als sie hörten, daß sie an ihm einen Gesellschafter eine ziemliche Strecke des Weges bekommen sollten, und der Bote willigte ein, doch unter der Bedingung, daß sie, wie er es gewohnt sey, einen langsamen Schritt führen möchten. Jetzt nahm er seinen Stock unter dem Reff hervor, und die Reise gieng weiter. Man freute sich des schönen kühlen Morgens, und der Bote verglich den Weg mit dem am letztern Dienstag, wo schon früh eine unerträgliche Hitze gewesen wäre, indeß jetzt die Erde nach dem gestrigen Regen die lieblichste Kühlung aushauche. Ganz langsam gieng es noch den Rest des Berges hinan. Was giebt es denn gutes Neues in der Stadt? fragte der Bote nach einiger Zeit, ich habe mich nicht lange darinnen aufhalten können.

Ich warnte ihn, aber er lachte mich aus, und meinte, das thue ihm nichts; er habe es öfterer so gemacht, und seine Natur sey es gewohnt. Ich dachte mein Theil, und als ich noch keine halbe Stunde gesessen hatte, da kam Meister Immlich auch zu mir in die Stube, allein er sah schon aus, blaßgelb wie eine Leiche. Er legte sich auf die Bank, klagte über Kopfschmerzen, Uebelkeit, und Schneiden im Unterleibe, und der Frost warf ihn oft hoch empor. Du wirst, dachte ich gleich, deine Unbesonnenheit theuer bezahlen müssen! Und nun, lieber Gott, ist mir es eingetroffen.

Liebreich. Unter solchen Umständen ist es aber auch kein Wunder. Wie kann denn eine solche schnelle Abwechselung gesund seyn. Wenn das Blut durch die Erhitzung in den Adern ausgedehnt worden, so wird es nun durch die plötzliche Erkaltung abgeschreckt, und muß zähe und in den Adern stockend werden. Die Schweißlöcher, welche durch den Schweiß geöffnet worden, werden durch die Kühlung zusammen gezogen, der Schweiß tritt zurück, wird scharf, und geht dann wieder in das Blut über, wodurch dieses verdorben wird. Wo sich sodann diese

Schärfe

Schärfe hinwirft, da müssen die gefährlichsten Zufälle entstehen. Trifft es die Gedärme, so entstehen Koliken, Krämpfe, Verstopfung, oder die Ruhr. Wird die Leber, der Magen angegriffen, so kommen hitzige, oder Gallen- oder Faulfieber daher. Wirft sich die Schärfe auf die Nerven, so entstehen Gicht, Gliederreißen, Flüsse, Schlagflüsse, Lähmungen; fällt das Uebel auf die Lunge, so giebt es Husten, Blutspeien, Knoten, Geschwüre und endlich gar die Lungensucht; auf der Haut erzeugt diese Schärfe Ausschlag und dergleichen. Herr Doktor Heilmann, mein Arzt, mag wohl recht haben, wenn er behauptet: daß ein großer Theil von Krankheiten von unterdrückter Ausdünstung und zurückgetriebenen Schweiße entstünden.

Bote. Das ist mein Glaube auch; Herre, der Bauer ist in manchen Stücken so einfältig nicht, als man denkt. Er zieht zwei wohl drei Brustlätze über einander an. Warum denn? Daß der Schweiß nicht zurück schlagen und die Luft nicht sogleich auf seinen Körper wirken soll. Er trinkt lieber auf die Hitze ein Schlückchen Branntwein; um den Magen erst zu erwärmen, ehe er ihn mit frischen Bier erkaltet.

So wüßte ich nichts, antwortete Liebreich, als daß sie gestern Meister Immlichen begraben haben. Der junge Mann, es war Schade um ihn; er hinterläßt Frau und Kinder.

Da schlug der Bote in die Hände und rief: Wie? Was? Meister Immlichen, den Tuchmacher haben sie begraben? Bin ich doch recht erschrocken!

Liebreich. Hat Er ihn denn gekannt?

Bote. Ich werde ihn ja gekannt haben. Er hat viele Jahre daher meine Wolle bekommen. — Woran ist er denn gestorben?

Liebreich. Er hat seit vorigen Herbst gekränkelt, und sich endlich ausgezehrt.

Bote. Ausgezehrt! Da will ich alles verwetten, er hat seinen Tod auf diesem Wege geholt. Hab' ich es doch gleich gedacht! Voriges Jahr im Herbst begegnete er mir an einem ziemlich warmen Tage und wir giengen fast vom Thor aus zusammen. Hier bei diesem Berge griff sich der Mann gar entsetzlich an, um bald hinauf zu kommen, immer war er auf funfzig Schritte vor mir. Als wir hinauf kamen, kochte er, so zu sagen, für Hitze und Schweiß, nun zog er seinen Rock erst aus, knöpfte die We-

ſie auf, und ließ ſo recht die kühle Herbſtluft, welche oben wehte, auf ſeinen bloßen Körper ſtreichen. „Meiſter Immlich, ſagte ich, das taugt nichts, gebe Er Achtung, Er wird ſich verderben, knöpfe Er ſich zu!“ Aber Meiſter Immlich meinte: Es däuchte ihm ſehr gut, und da ich ihm zu langſam gieng, lief er voraus. Lauf du nur, dachte ich; ich will dich doch wohl noch einholen. Es geſchah auch nach drei Viertelſtunden, da ſahe ich ihn an einem Rande liegen, und als ich herbei kam, klagte er über heftiges Grimmen im Unterleibe. „Und Er legt ſich noch dazu hier an den feuchten Raſenrand, das wird gut thun, ſagte ich, fort, angezogen, und marſchirt, daß der Schweiß nicht noch mehr zurück tritt, und Er ſich wieder erwärmt.“ Kaum konnte er ſich aufrichten, ich half ihm wieder auf die Beine, er ſchlich fort. So wie er warm wurde, ließen die Schmerzen etwas nach, und nun gieng es wieder voraus. In Mahlberg kehrte ich ein, da ſaß mein guter Meiſter Immlich — bedenke Er nur den Leichtſinn — mitten im Hauße, ganz entblößt in der ärgſten Zugluft, und ſchüttete immer ein Glas kaltes Bier nach dem andern in den Magen hinein.

Ich warnte ihn, aber er lachte mich aus, und meinte, das thue ihm nichts; er habe es öfterer so gemacht, und seine Natur sey es gewohnt. Ich dachte mein Theil, und als ich noch keine halbe Stunde gesessen hatte, da kam Meister Immlich auch zu mir in die Stube, allein er sah schon aus, blaßgelb wie eine Leiche. Er legte sich auf die Bank, klagte über Kopfschmerzen, Uebelkeit, und Schneiden im Unterleibe, und der Frost warf ihn oft hoch empor. Du wirst, dachte ich gleich, deine Unbesonnenheit theuer bezahlen müssen! Und nun, lieber Gott, ist mir es eingetroffen.

Liebreich. Unter solchen Umständen ist es aber auch kein Wunder. Wie kann denn eine solche schnelle Abwechselung gesund seyn. Wenn das Blut durch die Erhitzung in den Adern ausgedehnt worden, so wird es nun durch die plötzliche Erkaltung abgeschreckt, und muß zähe und in den Adern stockend werden. Die Schweißlöcher, welche durch den Schweiß geöffnet worden, werden durch die Kühlung zusammen gezogen, der Schweiß tritt zurück, wird scharf, und geht dann wieder in das Blut über, wodurch dieses verdorben wird. Wo sich sodann diese

Schärfe hinwirkt, da müssen die gefährlichsten Zufälle entstehen. Trifft es die Gedärme, so entstehen Koliken, Krämpfe, Verstopfung, oder die Ruhr. Wird die Leber, der Magen angegriffen, so kommen hitzige, oder Gallen- oder Faulfieber daher. Wirft sich die Schärfe auf die Nerven, so entstehen Gicht, Gliederreißen, Flüsse, Schlagflüsse, Lähmungen; fällt das Uebel auf die Lunge, so giebt es Husten, Blutspeien, Knoten, Geschwüre und endlich gar die Lungensucht; auf der Haut erzeugt diese Schärfe Ausschlag und dergleichen. Herr Doktor Heilmann, mein Arzt, mag wohl recht haben, wenn er behauptet: daß ein großer Theil von Krankheiten von unterdrückter Ausdünstung und zurückgetriebenen Schweiße entstünden.

Bote. Das ist mein Glaube auch; Herre, der Bauer ist in manchen Stücken so einfältig nicht, als man denkt. Er zieht zwei wohl drei Brustläze über einander an. Warum denn? Daß der Schweiß nicht zurück schlagen und die Luft nicht sogleich auf seinen Körper wirken soll. Er trinkt lieber auf die Hitze ein Schlückchen Branntwein; um den Magen erst zu erwärmen, ehe er ihn mit frischen Bier erkaltet.

Lieb-

Liebreich. Nur Schade, daß er wieder in andern Stücken Fehler begeht. Oft legt er sich im blosen Hemde auf die feuchte Erde, oder den bethaueten Rasen, zieht nicht sogleich seine Kleider an, wenn er sich bei der Arbeit erhitzt hat, und am kühlen Abend nach Hauße geht, daher mag es wohl kommen, daß er sich oft bei schnellabwechselnder Witterung, der Ruhr, allerlei hitzigen Fiebern, Flüssen und mancherlei Seuchen aussetzt. So wie er sich im Winter durch seine heißen Stuben, seine Pelzmützen und allzuvielen Kleider oft auf der andern Seite Schaden thut, durch seine Schwitzkuren schwächt und verderbt. Ueberhaupt, da Kühlung nur dann schädlich ist, wenn sie auf vorhergegangne Erhitzung folgt, so ist es am besten: Man hütet sich für Erhitzung und Schweiß, so viel man kann.

Bote. Das ist ja meine Rede. Sagte ich denn nicht deswegen, wir wollten langsam gehen?

Liebreich. Und ich folgte Seinem Rath, weil er gut war. Man kann sich auch allerdings für schädlicher Erhitzung hüten, wenn man sich nur gewöhnt, alles mit einer gewissen Ruhe

und

und Langsamkeit zu verrichten. Bei allzugroßen Eifer und Eilfertigkeit wird auch nichts ausgerichtet. Die schwächlichsten Menschen sind am meisten der Erhitzung und dem Schweiß ausgesetzt, weil jede Anstrengung sie mehr angreift, als den der sich abhärtete, der von Natur starke Knochen, feste Muskeln und Nerven hat, und seiner Haut durch öfteres behutsames Waschen mit kaltem Wasser Spannkraft verschaffte. Ein solcher kann eher noch etwas abhalten, indeß sich der schwächliche Mensch um so mehr in acht nehmen muß.

Da sind wir ja auf der Anhöhe, rief Fritz mit Freuden aus, was hat es denn für Noth!

Acht und zwanzigstes Kapitel.

Würklich befanden sich unsere Wanderer auf dem Gipfel des erstiegenen Berges, von welchem aus sie eine der herrlichsten Aussichten genossen. Sie blieben stehen, um sich eine Zeitlang an den herrlichen Anblick zu weiden. Die Luft war heiter,

ter, der Himmel blau, und die schöne Erde lag im lieblichsten Schmuck vor ihren Blicken da. Links sahen sie in ein lachendes Wiesenthal hinab, das mit kleinen Bächen und Graben durchschnitten war, welche mit Weidenbäumen eingefaßt eine angenehme Abwechselung gewährten, hier weideten verschiedne Heerden von Rindvieh und jungen Fohlen, welche in der Kraft und Munterkeit der Jugend muthig umhersprangen. Rechter Hand lag ein Buschwäldchen, welches ein Sammelplatz von Finken, Stieglitzen, Nachtigallen und andern Vögeln war, die in mannichfaltigen Stimmen mit ihren Gesängen die Luft erfüllten, und unsern Reisenden ein liebliches Konzert gaben. Gerade vor sich überblickten sie eine weite Ebene, ein lachendes Thal, in welchem Fritz über vierzehn Dörfer zählte, die mit ihren Fruchtfeldern in abwechselnden Farben, mit ihren Kirchen, Thürmen und Wohnhäußern von der Morgensonne erleuchtet vor ihnen da lagen. Den Hintergrund begrenzte ein Waldgebürge, das sich in blauer Ferne verlohr, und wo sich ein Berg hinter dem andern aufthürmte.

Fritz drehte sich eine Weile rückwärts. Da lag die liebe schöne Vaterstadt mit ihren Palästen, Kirchen, Thürmen, Wällen und Gärten in aller Pracht vor ihm. Er warf einen Kuß mit der Hand hinab, und rief: Einen guten Morgen, euch allen, ihr Lieben, da drinnen! Aber er sah seinen Vater bedenklich an und fragte: Was ist denn das? Rings herum ist es so heiter, und über der Stadt schwebt so ein Nebel!

Ein Beweiß ist es, antwortete Liebreich, daß die Luft in den Städten lange nicht so rein und so gesund als auf dem Lande ist. Hier wohnen eine größere Menge Menschen gedrängter zusammen; von ihnen, von so vielen Thieren, und allerlei andern Dingen steigen stets eine Menge Dünste in die Luft, welche sie verdicken. Daher sieht man selten über den Städten die Luft so rein, als auf dem Lande. Siehe den Rauch aus den Back- und Brauhäußern, aus den Schornsteinen so vieler Handwerker, den Küchen der Reichen, dieser weilt so lange über der Stadt, und drängt sich zwischen den hohen Gebäuden herum und verdickt die Luft, bis der Wind die Dünste verweht.

Vorwärts, rief Fritz, und drehte sich nach dem Wege um, den sie giengen. Sie hatten Muse genug, die Fläche vor ihrem Blicke mit aller Genauigkeit zu betrachten, und es gewährte ihnen unbeschreibliche Freude.

Was doch menschliche Hände, menschlicher Fleiß und Verstand ausrichten kann! So unterbrach nach einer Weile Liebreich das Stillschweigen, und zeigte auf die Gegend. Wenn wir vor acht und mehreren Jahrhunderten hier gestanden hätten, wie ganz anders würden wir es gefunden haben. Da war ohnstreitig auch hier nichts als Wald, Wildniß oder Heide, und in den Thälern Rohr, Gebüsch und Sumpf. Nur hie und da würde uns eine Hütte von Reisig, ein Zelt von Thierhäuten oder eine Höhle aufgestoßen seyn, in welchem die Familie eines unserer Vorfahren, ein alter Deutscher wohnte, als er noch im rohen Zustande der Natur und Wildheit lebte. Halb nackend wären uns hier seine Kinder aus Thierfellen hervorkriechend entgegen gekommen; ihre Mutter hätten wir mit dem Abhäuten, Ausweiden und Zubereiten eines wilden Schweines oder Rehes zur Mahlzeit angetroffen, oder über der

Verfertigung eines Geräthes, eines Felles zu Kleidern gefunden; oder der alte Deutsche hätte uns begegnet in furchtbarer Gestalt, schmutzig am Körper, in eine wilde Ochsenhaut gehüllt, die Hörner auf dem Kopfe stehend, Bogen und Pfeile in einer Hand, und ein erlegtes Wild auf seiner Schulter. Wie ganz anders ist es jetzt. Die Sümpfe sind ausgetrocknet und in urbares Land verwandelt, die Wälder ausgerottet, und die Witterung dadurch gelinder worden, anstatt jener Hütten, stehen jetzt Dörfer mit bequemen Wohnhäußern, Kirchen und Thürmen. Wo sonst Wölfe im Dickig des Waldes heulten, da weiden jetzt Schaafe auf fetten Triften, wo Bären brummten, brüllen jetzt Kühe und Ochsen, und wo der alte Deutsche vormals auf seiner Hirsch- oder Bärenhaut schnarchte, da arbeitet jetzt vielleicht sein fleißiger Nachkomme, und baut da die herrlichsten Früchte, wo jener kaum elenden Hafer und Gerste erzog, oder Wurzeln von wilden Knoblauch, Rettig und Zwiebeln auswühlte. So ist durch Thätigkeit der Menschen aus einer Wildniß eine lachende, fruchtbare Gegend hervorgegangen.

Ja, was muß nicht noch immer, erwiederte der Bote, durch den Fleiß der Menschen geschehen, wenn die angebaute Gegend nicht wieder zur Wildniß werden soll! Sieht Er, junger Mensch, dort das große Feld, das jetzt so grün aussieht, das war vor etlichen Wochen noch schwarzer Erdboden; jetzt ist es mit Hafer, Gerste, Lein, Linsen und allerlei Früchten durch menschlichen Fleiß bestellt worden. Schon fängt die liebe Winterfrucht an zu reifen. Ehe noch der rauhe Herbst kömmt, sind die Früchte aller dieser Felder durch die Thätigkeit der Menschen abgemäht, gesammlet und in die Scheuren eingebracht worden, unterdessen wird das Brachfeld zur Wintersaat eingerichtet, um auch für das kommende Jahr neue Nahrung zu verschaffen.

Wer wollte, rief Liebreich, nicht auch fleißig und thätig seyn, da der gute Gott durch die Kräfte der Natur so geschäftig für das Wohlseyn der Menschen und seiner Geschöpfe würkt, wer wollte nicht gern sein Theil zur Verbesserung der Erde beitragen, da alles fleißig ist, und durch

den vortrefflichen Menschen, seine Kräfte und seinen Verstand so vieles Nützliche und Gute bewürkt wird.

Her, hottweg, rief ein Landmann seinem Ochsen zu, mit welchem er auf einem Karrn Dünger auf seinem Acker führte, und auch dieses gab Anlaß zu der Bemerkung, wie alles in der Natur einen ewigen Kreislauf nehme, indem das, was seine Dienste gethan zu haben schien, nun in Fäulniß übergegangen, wieder Stoff zu neuen Pflanzen, und Nahrung für alle Gewächse abgeben müßte, damit ja nichts umkommen dürfe; und Fritz hatte den vernünftigen Einfall: Wie gut es sey, daß es Thiere gäbe, die den Menschen bei seinen Arbeiten durch ihre Kräfte unterstützten, und daß der Mensch durch seinen Verstand es dahin gebracht habe, solche Thiere, die ihm an körperlichen Kräften so weit überlegen wären, gleichwohl zu zähmen, um sie nach seinem Willen zu lenken und zu gebrauchen. Gewiß, rief Liebreich, das erfüllt uns mit Achtung gegen den herrlichen Menschen. Ueberall giebt es Thiere, aber wird durch sie wohl eine Gegend angebaut oder verschönert? Hergegen wo

sich

sich Menschen aufhalten, da wird die Wildniß unter ihren Händen ein Paradies.

Unter dergleichen Gesprächen legten sie unvermerkt immer eine Strecke Weges nach der andern sehr angenehm zurück, und schon waren sie beim Dorfe Mahlberg, wo sie nur noch eine gute Stunde nach Thalbach hatten. Hier ruhten sie sämtlich im Gasthof aus, genossen etwas Nahrung, und setzten dann ihre Reise fort. Gleich an der Ecke des Gasthofs trennte sich der Bote von ihnen, sie dankten einander für geleistete gute Gesellschaft, und jedes gieng nach dem Orte seiner Bestimmung.

Lossius, Rudolph Christoph,

Meister Liebreich ein nützliches moralisches Lesebuch für Volksschulen und bürgerliche Familien

Bd.: 1

Gotha 1800

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Paed.378(1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11301537-2